1,80 DM / Band 548
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-

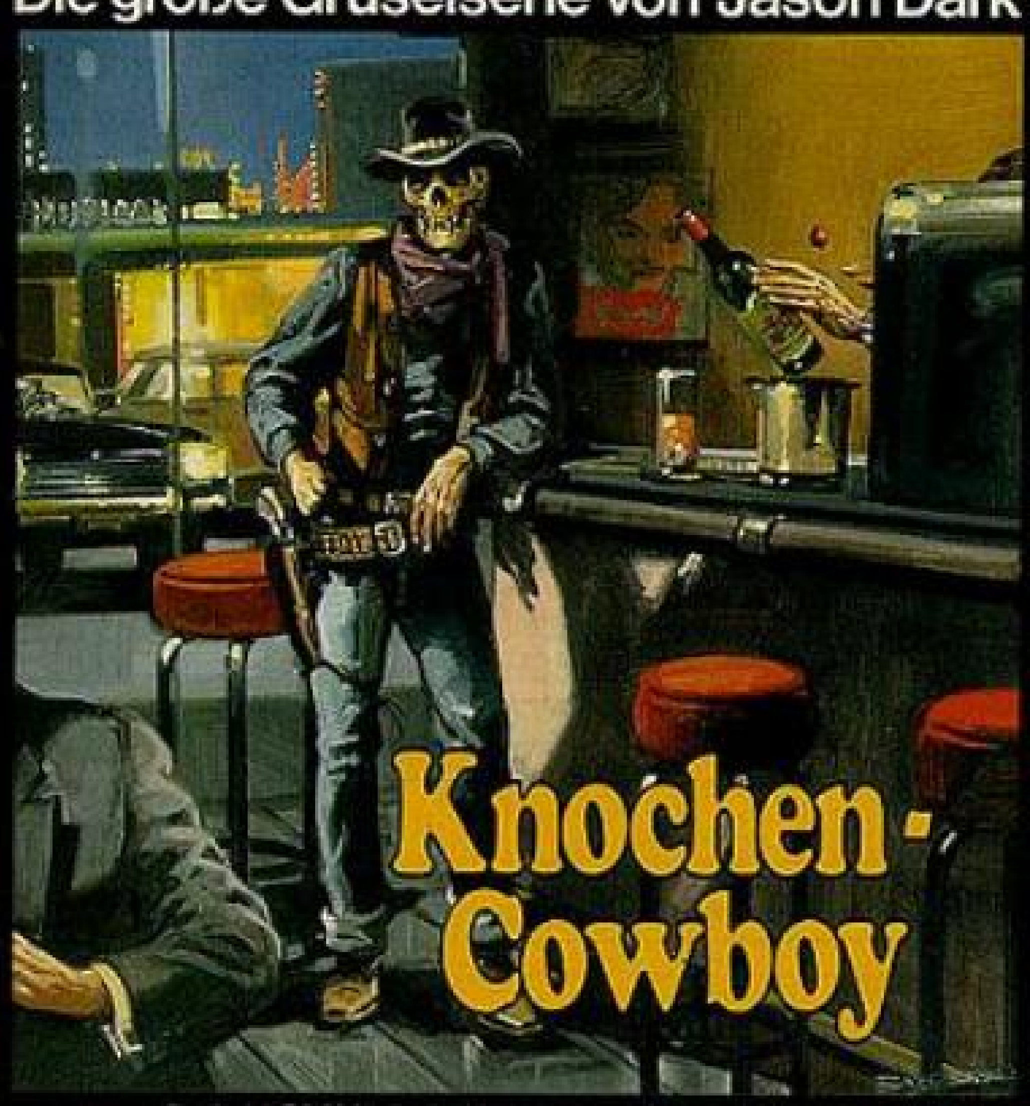
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



# Knochen-Cowboy

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150




# Knochen-Cowboy

## John Sinclair Nr. 548

***von Jason Dark***

***erschienen am 03.01.1989***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Knochen-Cowboy

Das hohle Wimmern war kein Tiergeschrei, sondern der Wind, der von Westen her kam, auf Süden gedreht hatte, Wärme mitbrachte und jetzt über die Felsen strich, wo er sich in zahlreichen Spalten, Winkeln und hinter Vorsprüngen fing.

Die Melodie hörte sich unheimlich an, als wäre sie auf knöchernen Instrumenten geblasen worden, um all das aus der tiefen Erde zu erwecken, was darin schlummerte.

Der Wind wurde gehört…

Nicht von einem Menschen, auch nicht von einem Tier, von dem, was tief unter den Felsen verborgen lag und den plötzlichen Drang verspürte, an die Oberfläche zu kriechen…

Seit Stunden schon hatte das, was in der Erde lauerte, dem Wimmern des Windes gelauscht. Es hatte sich bewegt, gereckt, es hatte gespürt, daß man ihm die Botschaft übermitteln wollte, und es hatte sich darauf eingestellt.

Auch auf die plötzliche Stille, die eintrat, als das Jaulen des Windes verstummte.

Fast fühlbar hing die Ruhe zwischen den Felsen. Sie stand dort wie eine Wand und schien nach den verkrüppelten Bäumen, den Sträuchern und dem blankgeputzten Gestein greifen zu wollen.

Zeit verstrich.

Der Himmel behielt seine Finsternis bei. Er war sehr grau, bedeckt mit wuchtigen Wolken, die wirkten wie ein Gespinst aus Glas. Hinter ihnen lugte eine beinahe volle Scheibe hervor.

Der Mond stand dort als bleiches Auge. Ein Überwacher, ein Aufpasser.

Die Stille wirkte lähmend. Kein Geräusch mehr war zu hören.

Selbst die Tiere der Nacht hielten sich zurück. Ruhig und drohend lagen Felsen unter dem Licht des bleichen Scheins.

Irgendwo knackte es.

Das Geräusch hörte sich an, als wäre etwas gerissen. Es war nicht einmal laut gewesen, in der Stille aber klang es sehr weit und auch überdeutlich.

Etwas kollerte einen Hang hinab.

Ein Stein, der sich gelöst hatte. Dem ersten folgte ein zweiter, dann ein dritter, bis sie sich zu einer kleinen Lawine gesammelt hatten, die talabwärts floß und von einer natürlichen Barriere gestoppt wurde. Aus eigener Kraft hatten sich die Steine nicht aus ihrem Verbund gelöst. Jemand trug dafür eine Verantwortung.

Keine menschlichen Hände, auch nicht die Pfoten eines Tieres. Die Kraft war aus dem Gestein selbst hervorgekommen und dachte nicht daran, ihren Vormarsch zu stoppen.

Es ging weiter…

Wieder riß das Gestein auf. Häßliche Geräusche, verbunden mit einem explosionsartigen Knacken. Staub wölkte in die Höhe und bildete über dem Felsen einen flachen Pilz.

Noch einmal erklang das Reißen. Diesmal allerdings lauter und auch viel länger.

Im Felsen war ein Spalt entstanden. Quer zu einer abschüssigen, glatten Fläche zog er sich hin, bekam aus der Tiefe noch mehr Druck, nahm an Breite zu und war schließlich so groß, daß eine Hand quer hindurchgepaßt hätte.

Erschreckt floh ein Eichhörnchen aus der unmittelbaren Nähe und jagte auf einen Baumstamm zu, den es blitzschnell hochkletterte.

Der Spalt blieb.

Wie ein großes Auge leuchtete der Mond ihn an. Der Himmelskörper schien allein für den Spalt am Firmament zu stehen. Er füllte ihn mit seinem Licht aus, tauchte in die Tiefe, wo das lebte, was in den letzten Minuten längst erwacht war.

Und es kam…

Ein Zuhörer hätte das Schaben aus dem Innern der Erde vernehmen können, doch es befand sich kein Mensch weit und breit, so daß das Böse die Chance bekam, ungesehen und ungehört die Tiefe zu verlassen.

Aus der Spalte drang ein Kratzen. Es dauerte nicht lange, da hatte sie sich wieder verbreitert. An den Rändern sprang das Gestein weg, als hätte jemand mit einem Hammer dagegen geschlagen. Dabei verstärkte sich der Druck noch weiter, damit *dem* mehr Platz geschaffen werden konnte, der aus der Tiefe hervor wollte.

Er befand sich schon längst auf dem Weg und hatte den größeren Teil der Strecke hinter sich gelassen. Nur noch ein paar Yards, dann lag die Gefangenschaft hinter ihm.

Etwas erreichte den Rand der Spalte. Mit einem schleifenden Geräusch schob es sich höher, bewegte sich zitternd und krümmte sich zusammen, als hätte es einen Schlag bekommen.

Es war eine Hand, allerdings keine normale, sondern eine gelbweiße Knochenklaue.

Aus der Tiefe kroch ein Skelett!

Noch war nur die Hand zu sehen, das allerdings änderte sich sehr bald, denn die Finger krallten sich in das Gestein wie harte Nägel.

Für einen Moment rührte sich die Hand nicht. Das, was an ihr hing, schien erst Kraft schöpfen zu wollen.

Die Kraft war vorhanden. Auf einmal tauchte ein gelbbleiches Gelenk auf, zudem ein Arm, eine Schulter, ein Hut und ein blankes Knochengesicht, auf dem der Hut saß, der stetsonförmige Ausmaße besaß. Was an dieser einsamen Stelle aus dem Boden kroch, glich einem schwarzmagischen Wunder.

Ein mit Kleidung bedecktes Skelett, das an einen Revolvermann aus dem Wilden Westen erinnerte.

Mit seiner Knochenklaue hatte sich der Unheimliche aus der Spalte gezogen. Noch kniete er und ließ den Mond auf seinen Rücken scheinen. Es dauerte Minuten, bis er sich bewegte und vorsichtig aufrichtete. Dabei knackten seine Knochen, als würden sie an den Gelenken auseinandersplittern.

Plötzlich stand es aufrecht! Es schlenkerte mit den Armen, drehte sich etwas nach links, um vom Mondschein getroffen zu werden.

Die Pose wirkte so unnatürlich wie die eines Laien, der vor einem Fotografen steht und auf das Bild gebannt werden sollte.

Vom Gesicht der Gestalt war nichts mehr übriggeblieben als

gelbliches Gebein. Wo einmal die Augen, der Mund und die Nase gesessen hatten, war nichts mehr.

Wie festgeleimt saß der dunkle Hut auf dem Schädel. Er war etwas nach vorn gedrückt worden, zeigte zur Stirn hin einen leichten Knick und besaß dicht über der Krempe ein etwas hell schimmerndes Band aus Schlangenhaut.

Der Knöcherne trug ein dunkelblaues Hemd mit langen Ärmeln, darüber eine rosarote Weste, eine enge, dunkelblaue Röhrenhose und Stiefel mit hohen Hacken.

Wie eben ein echter Cowboy!

Und wie ein echter Cowboy, so war der Knöcherne auch bewaffnet. Um die Hüften hatte er einen Patronengurt geschlungen, in dessen Halfter und ziemlich tief an der rechten Seite ein schwerer 45er Colt steckte, dessen Griff aus einem Walnußkolben bestand.

Wie von selbst bewegte sich die Hand des Knöchernen. Die Finger berührten den Kolben, als wollten sie ihn streicheln. Es war erkennbar, wie sehr sich das Skelett auf diese Waffe verließ.

Noch blieb die Knochenklaue auf dem Kolben liegen. Der aus dem Boden Gekrochene schien sich nicht zu trauen. Er bewegte die rechte Schulter, vollführte eine Art von gymnastischer Übung und zog die Waffe mit einer blitzschnellen Bewegung aus der Halfter hervor, legte an, schoß aber nicht. Statt dessen ließ er den Colt um seinen Zeigefinger rotieren und mit einer glatten Bewegung in der Halfter verschwinden. Die linke Hand näherte sich dem Hut. Er zupfte die Krempe zurecht, hob die Schultern an und setzte sich in Bewegung.

Dann ging er – steifbeinig wie ein Cowboy oder Revolverheld. Es schien, als müßte er das Laufen erst noch lernen. Er schwankte, zudem senkte sich das Gelände. Seine Hacken wühlten Staub auf, der ihn als kleine Wölkchen begleitete.

Schon bald waren seine Schritte verklungen. Das Schaben, das Rollen der kleinen Steine, vielleicht auch das Knirschen unter den Sohlen, all das verschluckte die Stille der Nacht.

Und auch der knöchernde Cowboy war nicht mehr zu sehen. Verstecken aber würde er sich nicht.

Seine Zeit war da – endlich…

***

»Es ist Schluß, du bekommst nichts mehr«, sagte Link McAssig, der Wirt des einsamen Pubs außerhalb der Ortschaft und an der alten Poststraße gelegen, über die jetzt allerdings Fahrzeuge rollten und keine Kutschen mehr.

Ein Rülpsen war die Antwort.

»Geh nach Hause, Charly!«

Charly, der letzte Zecher, hockte an einem der vier Tische. Vor ihm

stand ein fast leerer Krug. Charly stierte aus rotgeäderten Säuferaugen gegen das Glas des Krugs und hob die Schultern. »Warum willst du mich loswerden, Link?«

»Weil du genug hast.«

Charly lachte glucksend. »Ich habe noch Geld. Verdien es dir, Link.«

»Ich kann auch darauf verzichten.« Daß Charly Geld hatte, wußte er genau. Man konnte ihn als einen wohlhabenden Junggesellen bezeichnen. Er wohnte noch bei seinen Eltern, die eigentlich das Geld hatten. Charly war vierzig, sah aber um mindestens zehn Jahre älter aus. Wie angeklatscht lag das graue Haar auf seinem Flaschenkopf.

»Einen letzten Abkipper…«

Link stöhnte auf. Es war immer das gleiche. Charly beehrte ihn dreimal in der Woche. Wenn er schon so gut wie abgefüllt war, wollte er noch einen Abkipper nehmen.

Den bekam er auch stets. »Whisky oder Brandy?«

»Whisky, aber den guten. Ich merke genau, wenn du mir den billigen andrehen willst.«

»Ist ja klar.« Link McAssig schenkte ein. Über die Theke hinweg schaute er auf seinen letzten Gast, der in den Taschen herumwühlte und nach Geld suchte.

Er förderte einen zerknitterten Schein zutage, legte ihn auf den Tisch und begrub ihn unter seiner Handfläche. Erst als der Wirt den Whisky vor ihm hinstellte, gab er den Schein frei. »Du bist wirklich ein wahrer Freund, Link.«

»Ja, das weiß ich.«

Charly lachte. »Sei doch nicht so pingelig. Ich habe es ehrlich gemeint.«

»Ich auch.«

Der Schluckspecht griff zum Glas, setzte es an die Lippen und kippte das Zeug mit einem geübten Ruck in seine Kehle. Er verdrehte die Augen, leckte über die Lippen und gab wieder ein sattes Rülpsen von sich. »Ahhh, das hat geschmeckt.«

»Du bekommst noch Wechselgeld zurück, Charly.«

Mit einer tapsigen Bewegung winkte der Gast ab. »Egal, nimm es als Vorschuß.«

»Danke.«

Charly stand auf. Das geschah sehr langsam, als wollte er sich jede Bewegung überlegen. Er stützte sich auf der Tischplatte ab, stierte in das leere Whiskyglas, hob die Schultern und murmelte mit schwerer Stimme: »Es ist keine Liebe mehr unter den Menschen. Nein, wirklich nicht, keine Liebe mehr.« Zum Abschied stieß er noch einmal auf, bevor er sich herumdrehte, den Kopf abwandte, weil er nicht gern in das Licht der Deckenlampe schauen wollte und den Arm ausstreckte.

»Ich gehe hinten raus.«

»Warum?«
»Weil… weil ich abkürzen will.«
»Das ist zwar näher, aber auch gefährlicher. Die Straße ist eben, die Feldwege aber…«
»Hör auf, Link! Du tust gerade so, als wäre ich besoffen.«
»Nüchtern bist du nicht gerade.«
Charly lachte und winkte ab. Link McAssig dachte daran, daß des Menschen Wille auch sein Himmelreich ist und schlug den Weg zur Hintertür ein, die er schon abgeschlossen hatte.
McAssig gehörte zu den kleinen Menschen. Auf seinem Kopf wuchsen nur mehr wenige, rötlichblonde Haare. Sie verteilten sich meist an der hinteren Seite, wo sie seinen Kopf wie einen Kranz umgaben. Vorn war alles blank. Dafür war Link stolz auf seine langen Koteletten, die bis zu den Mundwinkeln reichten. Das Gesicht war rund, die Augen verschwanden fast in Fettpolstern. Sie glitzerten ständig. Augenbrauen waren fast nicht zu sehen. Auf der Haut hoben sie sich wegen ihrer rotblonden Farbe kaum ab.
Charly hatte es endlich geschafft und den Weg zur Hintertür eingeschlagen. Er schwankte wie ein Schiff bei mittelschwerem Seegang. Dabei ruderte er noch mit den Armen, sang ein Lied vor sich hin und nickte McAssig zu, der neben der offenen Hintertür stand, damit Charly hinausgehen konnte.
»Bis zum nächstenmal, alter Thekenpanscher.«
»Ja, komm gut nach Hause.«
»Keine Sorge, das werde ich schon. Ein Mann wie ich findet immer seinen…« Das Wort Weg verschluckte er, denn Charly war gegen eine Mülltonne gelaufen, die mit ihm zusammen umkippte. Der Gast fiel in den Abfall, fluchte und ließ sich nicht hochhelfen.
»Paß doch demnächst auf!«
»Ich?« Charly lachte. »Du sollst nicht alles in den Weg stellen, verdammt!«
»Geh endlich.«
Charly fluchte noch und streifte einige Kartoffelschalen ab, die an seiner Hose klebten.
Link McAssig schaute ihm kopfschüttelnd hinterher. Es war immer das gleiche Spiel, wenn Charly voll war. Doch als Gast wollte ihn Link auch nicht verlieren, so nahm er dessen Marotten und Trinkgelage in Kauf.
Die Nacht konnte als mondhell bezeichnet werden. Groß und blaß stand er am Himmel und überschwemmte die Erde mit seinem Licht. Dabei ließ er die Umgebung gespenstisch aussehen. Die Hänge erinnerten an lange, aus dem Boden wachsende Schatten, die Hügel an die Buckel einbetonierter Ungeheuer.
Hinter dem Pub fiel das Gelände direkt ab. Nicht sehr steil, doch für

einen Mann, der abgefüllt war, reichte es schon. Wie ein Scherenschnitt hob sich die Gestalt des letzten Gastes noch für eine Weile ab. McAssig konnte den Weg der schwankenden Gestalt gut verfolgen. Es war zum Lachen. Oft genug hatte Charly Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht, er fiel aber nicht, obwohl er einige Male stolperte.

Betrunkene und Kinder haben eben einen besonderen Schutzengel.

McAssig schaute hoch in den dunklen Himmel. Der Tag war unnatürlich warm gewesen. Eine bleierne Augusthitze hatte einer Decke gleich über dem schottischen Hochland gelegen. Es war kaum Wind aufgekommen, die Menschen stöhnten unter den Hundstagen. Kreislaufkranke mußten die Witterung als Gift ansehen und auch den Menschen, die schwache Herzen hatten, ging es bei diesem Wetter nicht gut.

McAssig hatte ebenfalls stark geschwitzt. Auch jetzt klebte der Schweiß wie kaltes Öl auf seinem gesamten Körper. Wegwischen konnte er ihn kaum, er schwitzte ständig neu.

Bei Einbruch der Dunkelheit war die Temperatur kaum gefallen.

Noch immer hing sie über 25 Grad Celsius, und der aufkommende Südwind brachte ebenfalls keine Kühlung. Das Gegenteil war der Fall. Wärmewogen wehten als Schwall über das Land. Im Gegensatz zum Tag hatte es sich auch während der Dunkelheit kaum abgekühlt.

Es waren nicht allein der Wind und die drückende Temperatur, die McAssig so sauer machten. In der Luft lag noch etwas anderes.

Dabei dachte er nicht an die zahlreichen Gerüche, die der Wind mitbrachte, etwas anderes, das er nicht fassen konnte, wehte ihm ebenfalls entgegen.

Eine Ahnung…

Eigentlich Unsinn. Andere Menschen hätten darüber gelacht.

Nicht so McAssig. Er gehörte zu den Bilderbuchschotten, die nicht nur an die Geschichte des Landes glaubten, sondern auch an die zahlreichen Geschichten, die man sich erzählte.

Sagen, Legenden, Märchen – manchmal sehr böse Fabeln, die sich um bestimmte Dinge rankten. Besonders in den Pubs wurden die Geschichten erzählt. In stürmischen, dunklen Herbst- und Winternächten hockten die Gäste zusammen und redeten über unheimliche Vorfälle, die sich in der Umgebung abgespielt hatten.

Nicht alles war vergessen. Auch McAssig konnte sich an Geschehnisse erinnern, die ihm die wenigen Haare hatten zu Berge stehen lassen. Seine Frau Ruth war seit drei Jahren tot, war zwar eines natürlichen Todes gestorben, doch restlos aufgeklärt war ihr Ableben nicht.

Noch immer stand McAssig wie ein Denkmal auf der Schwelle der offenen Hintertür und starrte in das wellige Gelände. Seinen letzten Gast sah er nicht mehr. Charly schien von den Bodenwellen

verschluckt worden zu sein.

Wieder hob Link den Kopf an. Der Himmel kam ihm bleiern vor.

Er lag tief, als wollte er die Erde und selbst die hohen Berge durch sein Gewicht erdrücken.

Kein Licht durchbrach die Finsternis. Der Ort lag auf der anderen Seite. Er war vom normalen Eingang aus zu sehen. Dort gab auch über der Tür die alte Hängelaterne ihren Schein ab.

McAssig gefiel die Nacht immer weniger. Er mochte den warmen Wind und die Stille nicht. Sie war hellhörig. Geräusche schallten weit, aber McAssig hörte nichts. Auch nicht vom Ort her, der ebenfalls unter einer unnatürlichen Stille lag.

Etwas kam. Es kroch heran, es war nicht sichtbar, noch nicht. Link bekam eine Gänsehaut, im Mund spürte er den pelzigen Geschmack. Seine Kehle war trocken.

Er ging wieder zurück in das Lokal und trank einen Schluck Bier.

Die Hintertür hatte er offengelassen. Etwas Luft sollte in die Gaststube dringen und den Qualmgeruch vertreiben.

Dann ging er wieder zurück, da er die Tür noch abschließen wollte.

McAssig hielt den Schlüssel bereits in der Hand, als er den Schuß hörte. Ein wummerndes und gleichzeitig peitschendes Geräusch, dessen Echo über die Hügel hinwegrollte und auch an seine Ohren drang.

Dem Schuß folgte ein fürchterlicher Schrei. Und er drang aus der Richtung, in die Charly verschwunden war.

Link McAssig stand regungslos. Nun aber wußte er Bescheid. In dieser Nacht war der Tod unterwegs…

***

Charly, der Schluckspecht, hatte den Kanal so voll, daß er sich vorkam wie auf einem Schiff. So breit war er lange nicht mehr gewesen, dabei konnte er einen Stiefel vertragen. Daß er heute so mies reagierte, mußte einfach am Wetter liegen. Diese verfluchte Schwüle drückte auf sein Gemüt, sie machte die Menschen fertig.

Automatisch setzte er einen Fuß vor den anderen. Den Weg würde er immer finden, so betrunken konnte er gar nicht sein. Charly folgte einfach seinem Instinkt.

Den Kopf hielt er gesenkt und brabbelte unverständliches Zeug vor sich hin.

Manchmal floß Speichel über seine Unterlippe und das Kinn.

Am anderen Morgen, so nahm er sich vor, würde er lange schlafen. Frühestens gegen Mittag wollte er aus dem Bett klettern, und so etwas hielt er auch durch.

Die Landschaft hatte sich verwandelt. Das Gesichtsfeld des Betrunkenen war eingeschränkt worden. Die Büsche und Sträucher

wurden für ihn zu tanzenden, geisterhaften Wesen, die nach ihm griffen und ihn nicht zu fassen bekamen oder durch seine Gestalt hindurchglitten.

»Ich habe keine Lust mehr!« keuchte er. »Ich will nicht mehr. Ich...« Er stolperte über eine Bodenwelle, fiel nach vorn und sah eine Mauer, an der er sich abstützen wollte.

Die Mauer bestand nur in seiner Einbildung. Es war überhaupt nichts da. Charly schlug lang hin. Zu seinem Glück in hohes, strauchartiges Unkraut, das den Fall dämpfte.

Bis er sich dort hervorgekämpft hatte, dauerte es eine Weile. Charly überkam das Gefühl, von zahlreichen Feinden umzingelt zu sein.

Er schlug um sich, beschimpfte die Gegner und gab eine lächerliche Figur ab. Irgendwie schaffte er es doch, sich wieder auf die Füße zu stemmen. Er war noch nie draußen geblieben, um seinen Rausch in der freien Natur auszuschlafen.

Charly stank wie ein offenes Schnapsfaß. Er roch aus allen Knopflöchern, hinzu kam noch der Schweißgeruch, den er ausströmte. Schwankend stand er da, breitbeinig, Luft holend, nach vorn stierend, wo plötzlich jemand erschien.

Charly lachte. Er hatte den anderen nicht richtig erkennen können.

»Wer bist du denn?« fragte er mit schwerer Zunge. »Auch ein einsamer, alter Zecher, mein Freund?«

Der Mann gab keine Antwort.

»He! Sprichst du nicht mit jedem?« Charly wurde sauer. Betrunkene sind oft störrisch, da machte auch er keine Ausnahme. Er ärgerte sich ebenfalls darüber, daß er den Mann nicht erkannte. Das mußte einer aus dem Ort sein; Fremde verirrten sich kaum in diese Gegend.

Der genossene Alkohol hatte auch Charlys Sehkraft beeinträchtigt.

Er sah nicht nur doppelt, manchmal sogar dreifach. Um das auszuschalten, preßte er den rechten Handballen gegen sein Auge.

Jetzt sah er besser!

Eine hochgewachsene Gestalt stand vor ihm. Sie trug einen kantigen Hut. Unter der Krempe sah Charly ein helles Gesicht, das ihm sogar gelblich vorkam.

»Hast du gereihert, Freund?« fragte er, streckte den Arm aus, um den Mann zu berühren.

Der rührte sich nicht.

Doch der Zufall wollte es, daß Charlys Rechte genau dessen Gesicht unter der Krempe traf.

Er fühlte die Glätte, die Härte und kam nicht auf den Gedanken, daß es Knochen sein könnten.

»He, du hast aber eine komische Haut, du...«

Das Skelett legte seine rechte Knochenklaue auf den Griff der Waffe. Während Charly noch immer nachtastete, zog es den alten Revolver

aus der Halfter.
Unter Charlys ausgestrecktem Arm hinweg bildete der Lauf die Verlängerung seiner hautlosen Hand.
Verfehlen konnte er den anderen nicht.
Das Skelett drückte ab.
Der Schuß peitschte auf. Charly bekam die Kugel in die Körpermitte. Er spürte einen nie gekannten Schmerz, als wäre eine Schwertklinge dabei, alles aus ihm herauszuschneiden.
Regungslos stand er da.
Drei, vier Sekunden vergingen, dann konnte Charly nicht mehr stumm bleiben.
Er brüllte, er schrie und verstummte erst, als er regungslos auf dem Boden lag und nicht mehr atmete.
Das Skelett stieg über ihn hinweg. Es ging weiter, als wäre nichts geschehen.
Noch ein Ziel lag auf seinem Weg.
Link McAssigs Pub!

***

»Willst du nicht noch eine Nacht bei uns bleiben, mein Junge?«
»Nein, Ma, ich muß weg.«
»Aber nicht jetzt, es wird gleich dunkel.«
»Laß den Jungen doch fahren, Mary. Er ist kein kleines Kind mehr«, mischte sich mein Vater in unsere Unterhaltung ein.
»Sei du ruhig, Horace! Wenn du ehrlich bist, ist es dir auch nicht recht, daß John am Abend los- und die Nacht durchfahren will.«
Ich mußte lächeln, als ich meine Eltern beobachtete, die vor mir standen. Ich hatte mich einige Tage bei ihnen aufgehalten, teilweise nur privat, denn zwischendurch hatte es eine Jagd auf einen alten Vampir namens Zumbra gegeben, der letztendlich, als wir ihn gestellt hatten, von meinem Vater gepfählt worden war.[1]
Ich hatte noch zwei Tage bei meinen Eltern gewohnt und in der Zeit bestimmt fünf Pfund zugenommen, weil mich die gute Mary Sinclair so mästete. Vier Mahlzeiten am Tag, das war einfach zu viel, besonders dann, wenn man es nicht gewohnt ist. So spannte sich die Hose um die Hüften. Ich fühlte mich irgendwie unbeweglich. Es wurde Zeit, daß ich wieder Action bekam und abnehmen konnte.
Wir standen schon vor dem Haus, direkt unter den herrlichen, alten Bäumen, wo auch mein Rover parkte. Natürlich hatte es sich meine Mutter nicht nehmen lassen, mir ein Freßpaket mit auf die Reise zu geben: Salate, Thekenflöhe – auch Frikadellen genannt – zwei kleine Schnitzel und eine Hähnchenkeule lagen in der Kühlbox. Eine Thermoskanne mit Kaffee stand ebenfalls im Wagen.
Mit der Verpflegung konnte eine Pfadfindergruppe ausgerüstet

werden, für einen einzelnen war es zuviel.

Sie strich über ihr Haar und schaute mich an. »Du willst es dir nicht noch einmal überlegen?«

»Nein, Mutter, ich muß fahren. Wirklich. Du vergißt immer, daß ich einen Job habe.«

»Aber jedem steht Urlaub zu. Auch dir, Junge.«

»Den wird er ausgerechnet bei uns verbringen, wie?« fragte Vater.

»Wäre doch nicht schlecht.«

»Ich war bereits in Urlaub, Mutter. In Spanien.«

»Das ist doch nichts.«

»Mir hat es gefallen.« Allerdings verschwieg ich, daß ich dort einen harten Strauß mit der Blutfrau hatte ausfechten müssen.

»Aber einen neuen Wagen könntest du dir zulegen, John?«

»Später, Dad. Zunächst muß ich mir mal Sukos Rakete ansehen.«

»Den BMW?«

»Ja.«

»Das wäre auch einer für dich.«

»Zu teuer, Dad. Ich habe mich für den Bentley damals schon krummlegen müssen.«

»Wir sind ja auch noch da.«

»Nein, nein, behaltet ihr euer Geld.« Mit der flachen Hand schlug ich auf das Roverdach. »Die Schunkel tut es noch. Wenn sie mal ihren Geist aufgibt, sehen wir weiter.« Ich warf einen Blick auf die Uhr. »Jetzt muß ich aber wirklich los.«

»Dann mach's gut, Junge!« Meine Mutter und ich umarmten uns.

Ich spürte, daß sie Mühe hatte, die Abschiedstränen zu unterdrücken. Mit der rechten Hand glitt ich durch das grau gewordene Haar. Die Zeiten blieben nicht stehen. Ich hoffte stark, daß meine Eltern noch lange lebten.

Auch Vater umarmte mich. »Komm gut nach London, Junge, und grüße die Stadt von mir. Mal sehen, vielleicht werde ich im Herbst mal rüberkommen, wenn du Zeit hast.«

»Tu das, Dad!«

»Den Weg kennst du?« fragte meine Mutter.

»Ja.« Ich mußte lachen, als ich einstieg, die Tür zuschlug und die Scheibe nach unten kurbelte.

Sehr langsam rollte ich an. Meine Eltern standen auch weiterhin vor dem Haus und winkten. Ich hatte den rechten Arm aus dem Fenster gestemmt, winkte zurück und legte erst beide Hände ans Lenkrad, als ich vom Grundstück auf die Zufahrtsstraße fuhr.

Ein heißer, schwüler und auch windstiller Tag lag hinter uns. Wir hatten Ende August, die Tage waren nicht mehr so lang wie noch vor einigen Wochen.

So fuhr ich in die allmählich einsetzende Dämmerung hinein, die

über das schottische Hochland kroch. Sie übergoß die wildromantische Gegend mit ihrem hellgrauen Gespinst, nahm den Umrissen und Konturen die Schärfe, so daß Hügel, Täler und Bewuchs zusammenflossen, als wären sie ein Gemenge.

Ich hatte die Scheinwerfer eingestellt. Blasse Lichtteppiche wanderten über den grauen Asphalt oder streiften die rechts und links liegenden Straßengräben.

Noch immer war es fast unerträglich schwül. Durch das offene Beifahrerfenster drang die Luft, aber sie brachte kaum Kühlung.

Auch beim Fahren schwitzte ich.

Lauder, die Stadt, in der meine Eltern lebten, lag hinter mir. Motorways gibt es in Schottland so gut wie keine. Nur zwischen Glasgow, Perth und Edinburgh gab es Autobahnverbindungen.

Aber nicht dort, wo ich mich bewegte. Wer sich auskannte, griff auf Abkürzungen zurück. Mein Vater hatte mir einige aufgezeichnet, aber ich mußte noch die Southern Uplands durchqueren.

Erst in Carlisle würde ich auf den Motorway Nr. 6 fahren, der in Richtung Süden führte.

Um London so früh wie möglich zu erreichen, war ich gezwungen, die Nacht durchzufahren. Ausgeschlafen war ich. Ich hoffte deshalb, am nächsten Vormittag in der Stadt an der Themse heil und gesund einzutreffen.

Langes Autofahren war ich gewohnt. Sehr oft hatte ich Großbritannien mit dem Wagen durchquert, allerdings auch mit Suko als Beifahrer, damit wir uns abwechseln konnten.

Für mich würde es eine lange Reise werden. Ich hatte mir vorgenommen, so lange zu fahren, wie ich frisch war.

Schottland ist ein einsames Gebiet. Abseits der Großstädte kann der Besucher die Natur sehr ursprünglich erleben. Nicht sehr viele Straßen durchschneiden das Gelände. Die meisten sind ziemlich eng, auch kurvig. Sie gleichen sich halt der Landschaft an, die nicht auf dem Reißbrett entstanden ist.

Der Verkehr hielt sich in Grenzen. Die Fahrzeuge, die mir entgegenkamen, konnte ich an beiden Händen abzählen. Zwischen den einzelnen Orten herrschte sowieso kaum Betrieb.

Allerdings traf ich einmal auf eine natürliche Straßensperre. Ein Schäfer war dabei, noch vor dem Dunkelwerden seine Herde auf eine langgestreckte Bergwiese zu treiben.

Ich stoppte, stieg aus und ließ die Tiere vorbei. Der Schäfer, ein noch junger Mann – der Beruf kommt wieder in Mode –, trat mir entgegen und grüßte freundlich.

»Sie müssen Zeit haben«, sagte er.

Ich hob die Schultern. »Eigentlich wollte ich noch bis London.«

Er lachte. »Dann gehören auch Sie zu den Rastlosen, die immer

unterwegs sein müssen.«

»Im Prinzip nicht. Ich hatte einige Tage Urlaub gemacht.«

»Nehmen Sie die Ruhe als Erinnerung mit in die Hektik der Großstadt. Gute Fahrt.«

»Danke.«

Die letzten Schafe überquerten die Fahrbahn. Sekunden später konnte ich wieder starten und rollte nun hinein in die Finsternis der anbrechenden Nacht.

Die Schatten waren düsterer, länger und auch breiter geworden.

Abgekühlt hatte es sich so gut wie gar nicht. Noch immer fegte die schwülwarme Luft in den Wagen, strich durch mein Gesicht und fand ihren Weg in den offenen Ausschnitt des Hemdes.

Der Wind brachte auch Gerüche mit. Es stank nicht nach Chemie und Umweltverschmutzung. Es roch nach frisch gemähtem Gras, nach Weide und Wald.

Mächtige Nadelbäume krallten sich an manchmal dürrem Gras fest, das die Felsen überwucherte. Kleine Seen lagen wie gemalt an der Wegstrecke.

Die Fahrt gefiel mir. Ich fuhr auch nicht sehr schnell, immer bereit, rasch auf die Bremse zu treten, wenn Tiere, vom Licht der Scheinwerfer erschreckt – auf der Straße hockten und erst im letzten Moment fliehen konnten.

In breiten Kurven stieg die Straße an. Ich hatte mir die Strecke gut eingeprägt, so daß ich nicht noch auf der Karte nachschauen mußte.

Höher und höher rollte ich in die Uplands hinein. Der dichte Wald blieb zurück. Schon bald glitt mein Blick hinab in die weiten Täler, wo die kleinen Seen wie geheimnisvolle Augen schimmerten.

Längst war der Mond aufgegangen. Er bildete einen Kreis am Himmel und glotzte auf die Erde nieder. Über eine steile und kurvenreiche Strecke gewann ich rasch an Höhe.

In der Ferne blitzte es einige Male. Zunächst glaubte ich an eine Täuschung, bis ich merkte, daß mir der Blick ab und zu von etwas vorstehenden Felswänden genommen wurde. Waren die Lücken größer, konnte ich mehr sehen.

Es waren tatsächlich Lichter, die eine Insel in der Finsternis bildeten. Das mußte ein Ort sein.

Die Karte lag neben mir. Ich stoppte und schaltete die Innenbeleuchtung ein.

Ihr Licht streifte auch den Namen des Ortes. Er hieß Tweedsmuir.

Mir fiel ein, daß ich mich in einer Gegend befand, wo die weltberühmten schottischen Stoffe hergestellt wurden. Webereien, viele noch in Privatbesitz, sorgten dafür, daß die Qualität dieser Stoffe stets gleichblieb und die Anzüge viele Jahre hinweg hielten.

Mein Vater deckte sich ebenfalls mit dieser Qualität ein.

Ich fuhr wieder an. Die Straße führte durch Tweedsmuir, dann weiter in Richtung Süden, wo sie später auf die gut ausgebaute E traf, die mich nach Carlisle zum Motorway bringen würde.

Mit den Gedanken beschäftigte ich mich und war noch weiter voraus, denn ich dachte auch an London.

Da geschah es!

Den Knall hörte ich nicht, dafür geriet der Wagen ins Schlingern.

Plötzlich wollte er nach rechts ausbrechen, die Böschung tauchte gefährlich nahe vor der Kühlerschnauze auf. Ich mußte gegenlenken, bekam den Rover wieder auf die Straßenmitte, lenkte noch einmal gegen, um ein Abdriften auf die linke Seite und damit gegen den Hang zu vermeiden.

Nach wenigen Sekunden stand der Rover. Ich war schweißgebadet und spürte den heftigen Herzschlag.

Für einen Moment schloß ich die Augen. Mit diesem Vorfall hatte ich nicht gerechnet.

Mein Hals war trocken. Ich schalt mich einen Narren, daß ich mich von der etwas betulichen Fahrt so hatte einlullen lassen, stieg dann aus, um nach der Ursache zu schauen. Einen Verdacht hegte ich längst und bekam ihn auch bestätigt, als ich mir den linken Hinterreifen anschaute.

Er war platt!

Ein auf der Straße liegender Stein hatte wie eine lange Messerklinge gewirkt und war schräg in ihn hineingefahren. Er hatte das Material aufgeschlitzt und sämtliche Luft entweichen lassen.

Fahrerpech!

Ich war sauer und fluchte innerlich. Wütend trat ich gegen den platten, dunklen Reifenrest und dachte an das Reserverad im Kofferraum.

Ein Reifenwechsel im schottischen Hochland war das letzte, was mir noch fehlte.

Bevor ich mich an die Arbeit machte und das Werkzeug holte, schaute ich nach vorn. Die Lichter blinkten auch weiterhin in der Finsternis. Sie schienen kaum nähergekommen zu sein, aber ich sah noch etwas.

Ein einzelnes Licht.

Da es nicht mit den anderen zusammengeschmolzen war, mußte es sich noch vor der Ortschaft befinden. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte es zu einem einsam stehenden Haus.

Ich ließ das Werkzeug Werkzeug sein und schaute kurz nach. Einsam stehende Häuser können Gehöfte sein, aber auch Gaststätten und kleine Hotels. Es war noch nicht sehr spät, mehr als zwei Stunden vor Mitternacht, da würden die Bewohner bestimmt nicht im Bett liegen.

Mein Entschluß stand fest. Vorerst nicht weiterfahren und

nachschauen.
Da hörte ich den Schuß. Dünn drang das Echo an meine Ohren, doch ich war Fachmann genug, um dieses Geräusch als Schuß zu erkennen. Das Echo hing noch in der Luft, als ich den Schrei vernahm.
Wer hatte ihn ausgestoßen? Ein Mensch, vielleicht ein Tier? Der Schrei erstarb, die Stille kehrte zurück und wurde durch kein weiteres, unnatürliches Geräusch unterbrochen.
Tief pumpte ich die würzige Luft in die Lunge. Wie sollte ich mich verhalten?
Der Ursache des Schreis und des Schusses auf den Grund gehen?
War ein Jäger unterwegs, ein Wilderer vielleicht, der ein Tier erlegt hatte?
Aber Tierschreie hörten sich eigentlich anders an. Ich mußte auch damit rechnen, daß ein Mensch geschrien hatte.
Sicherheitshalber wartete ich noch einige Minuten. Kein unnatürliches Geräusch störte die Ruhe. Den Vorsatz, den Reifen zu wechseln, stellte ich zunächst hintenan und näherte mich dem einsamen Licht…

***

Link McAssig bewegte sich nicht. Er stand denkmalgleich auf der Türschwelle.
Diese Nacht war schlimm, er hatte es gespürt, und seine Ahnungen waren eingetroffen, vielleicht sogar noch übertroffen worden.
Ein Schuß, dann der Schrei.
Für den Wirt gab es nur einen Grund. Es hatte Charly erwischt!
Charly, den Harmlosen, den Mann, der nur hatte sein Bier trinken wollen. Zwar fehlte McAssig der Beweis für die Behauptung, er traute sich aber auch nicht, den Weg zurückzulegen, den Charly gegangen war. Statt dessen setzten sich Fragen in seinem Kopf fest.
Wer schlich bei Dunkelheit mit einer Waffe durch die Gegend und ermordete Menschen? Wem konnte man diese Tat zutrauen? Link kannte fast jeden Einwohner aus dem nahen Ort. Sosehr er sich auch anstrengte, ihm fiel niemand ein, der so etwas hätte tun können.
Auch nicht von den Hinzugezogenen, die am Rande von Tweedsmuir lebten und in der großen Weberei arbeiteten.
Bei ihm wechselten sich heiße und kalte Wellen ab. Er trat einen zögernden Schritt vor, stierte in die Finsternis, ohne allerdings etwas sehen zu können.
Der sehr schwüle, laue Wind strich noch über das Gelände. Er bewegte das Gras, umfuhr die Zweige und ließ sie zittern, so daß Link das Gefühl überkam, es würden immer neue Gestalten entstehen.
Die gab es nur in seiner Phantasie.
Mit einem heftigen Ruck schloß er die Tür und erschrak, als sie ins

Schloß knallte. Von innen drehte er zweimal den Schlüssel herum, dann ging er zurück in die Gaststätte.

Sie kam ihm plötzlich leer vor. Kahl, unheimlich und gleichzeitig auch angsteinflößend. Erst jetzt fiel ihm ein, daß er sich allein im Haus befand.

McAssig vermietete Zimmer, doch kein Gast hatte sich für den heutigen Tag angemeldet.

Allein im Haus. Seine Wohnung lag über der Gaststätte. Mit drei Räumen kam McAssig aus. Er lief die Treppe hoch. Die Stufen ächzten unter seinem Gewicht. Im Schlafzimmer blieb er stehen. Schweiß lag auf seiner Stirn. Er wischte ihn weg, passierte das ungemachte Bett und öffnete die Tür des alten Kleiderschranks.

Hinter einigen Anzügen versteckt, lehnte die Jagdflinte an der Innenwand. Er hatte sie vor Jahren mitsamt der Munition von einem Gast abgekauft. Sie war geladen.

Mit der Waffe trat McAssig an das Fenster und zog es auf, denn im Schlafzimmer war es stickig. Der Schweißgeruch vom frühen Morgen stand noch zwischen den Wänden. Das Licht hatte Link nicht eingeschaltet.

Die Flinte mit beiden Händen festhaltend, beugte er sich vor. Von der ersten Etage besaß er einen besseren Blick. Auch dieses Fenster führte nach hinten hinaus.

Das Land lag ruhig im Schutze der Nacht. Nichts Ungewöhnliches bewegte sich dort. Er sah keine Gestalt, dennoch ging er davon aus, daß er nicht mehr allein war.

Die Gefahr hatte sich dem Haus genähert und sich auch verdichtet. Sie war zum Greifen nahe, nur wußte McAssig nicht, in welche Richtung er den Arm ausstrecken sollte, um sie fassen zu können.

Ihm fiel ein, daß neben dem Bett noch die Taschenlampe auf dem Nachttisch lag. Die holte er. Als er sie einschaltete, klopfte sein Herz noch schneller.

Der Strahl stach in die Tiefe. Er ließ ihn eine halbe Armlänge von der Hauswand entfernt zu Boden gleiten, schaute auf den hellen Kreis, als dieser wanderte.

Viel sah er nicht: Mülltonnen, wovon eine umgekippt war, hohes Gras, das in Büscheln wuchs, der alte Bretterzaun, die Sträucher, die auf ein paar Yards zu einer dichten Hecke zusammengewachsen waren. Dann sah er noch den Kirschbaum, dessen Blätterwerk wie ein dunkles Dach wirkte – und die Gestalt!

Er bekam sie gerade noch zu Gesicht, als sie aus der Deckung des Kirschbaums hervorhuschte.

McAssig erschrak darüber so sehr, daß er vergaß, ihr mit dem Lampenstrahl zu folgen. Nach dem Schock war es zu spät. Da hatte die Gestalt den Schutz des Hauses gefunden.

War das der Mann, der geschossen hatte? Der Killer – oder nur jemand, der umherstreunte?

Link wußte nichts, gar nichts. Sein Gehirn war leer. Selbst in den Händen, die das Gewehr umklammert hielten, spürte er das Gefühl der Taubheit.

Ohne es bewußt zu merken, zog er sich vom Fenster zurück. Er schloß es auch.

Dann stand er im Zimmer, kam sich vor wie ein Fremder in der eigenen Wohnung. Ein Hotelgast hätte nicht anders schauen können.

Wie glühende Pfeile schoß das Wissen in ihm hoch. Verdammt, er hatte die Eingangstür nicht abgeschlossen. Der Mörder oder wer immer es war, würde leichtes Spiel haben, wenn er ins Haus wollte.

McAssig lief nach unten. Im Flur brannte noch das Licht. Bei jedem Schritt, den er zurücklegte, steigerte sich seine Furcht. Sie drückte gegen seinen Magen, sie kroch wie eine Schlange hoch in die Kehle, wo sie ihn würgte.

Die Mündung der Flinte wies nach vorn. Sie schaute auch wie ein leeres Auge als erste in den Gastraum hinein. Link erwartete einen Angriff. Der Fremde konnte überall hocken. Hinter der Theke, auch hinter den kompakten Tischen, wo das Licht der einen Lampe nicht so recht hinschien und die klobigen Gegenstände wie ruhende Monstren wirkten.

Er hielt den Atem an. Es fiel ihm schwer, aber so konnte er besser lauschen.

Lauerte jemand in der Nähe? Durchdrangen möglicherweise Atemzüge den Raum? Oder hatte es ein Eindringling geschafft, sich lautlos zu verhalten.

Die Eingangstür war geschlossen, aber nicht abgeschlossen. Der Schlüssel steckte von innen. Sein Metall blinkte ihn höhnisch an. Die Schweißperlen auf seiner breiten, hohen Stirn waren mittlerweile größer geworden. Er wischte sie mit dem Handrücken weg, bevor er sich einen Ruck gab und auf die Tür zuging. Auch in den Achselhöhlen klebte der Schweiß. Er roch sich selbst, die Angst machte ihn verrückt. Das Gewehr kam ihm plötzlich zu schwer vor.

Dann stand er vor der Tür. Mit der linken Hand hielt er die Flinte, die rechte tastete nach dem Schlüssel. Das Metall war kühl. Zwischen ihm und den Fingern lag der Schweiß.

Er verschloß die Tür. Das Schnacken des Schlosses kam ihm beruhigend vor. Tief atmete er durch und auf. Zum erstenmal eigentlich, seit er die Entdeckung gemacht hatte.

Dennoch war er nicht beruhigt. Der Unbekannte hätte es durchaus schaffen können, das Haus zu betreten. McAssig war jetzt mutiger geworden. Er ging durch den Gastraum, schaute in jede Ecke, hinter jeden Tisch, sah Kippen auf dem Holzboden liegen, über die er sich

sonst immer ärgerte. Heute freute er sich darüber, sie waren einfach so herrlich normal. Es tat direkt gut, sie zu sehen.

Er lachte auf. Mit zitternden Knien ging er bis hinter die Theke, wo die zahlreichen Flaschen standen. Eine holte er aus dem Regal. Es war Whisky.

Ohne das Getränk in ein Glas zu kippen, setzte er die Flasche an und nahm zwei tiefe Schlucke.

Der Alkohol wärmte ihn durch.

Sein Blick glitt über die Theke hinweg zur Eingangstür, wo sich auch die Fenster befanden, die den Eingang umrahmten.

Das Außenlicht streifte die Scheiben, ließ sie aussehen wie einen starren Vorhang.

Genau dahinter bewegte sich etwas.

Ein Schatten, der noch dichter an die Scheibe herantrat, dahinter stehenblieb und wartete.

Der Schreck steigerte sich zum Entsetzen, ließ ihn starr werden. Er sah nur auf die rechte Scheibe und auf die Gestalt dahinter. Ein Mensch, ein Monstrum – der Killer?

Noch tat sie nichts, bis sie plötzlich einen Arm bewegte. Im nächsten Augenblick platzte die Fensterscheibe. Sie klirrte nicht einmal laut. Scherben wirbelten in den Gastraum, die Sicht des Mannes verbesserte sich, und der sah plötzlich die Hand, die durch die Lücke stieß.

Eine Hand?

Nein, eine knöcherne Klaue!

***

Sie hatte beim Einschlagen der Scheibe eine Faust gebildet. Jetzt aber öffnete sie sich. Die Finger schienen von Fäden geführt zu werden, als sie sich streckten.

Der Wirt hörte sogar das Knacken und sah sie dann wie hautlose Stäbe, die auf ihn zeigten. Dicke Streichhölzer, vorn zugespitzt, mit einem ebenfalls knöchernen Gelenk versehen. Die Klaue schaute aus einem dunklen Hemdsärmel. Darüber trug der Unheimliche eine Weste, deren Schöße sich im leichten Wind zitternd bewegten.

McAssigs Blick glitt höher. Er wollte es nicht glauben, was er sah, doch sein Verstand sagte ihm, daß zu einer Knochenklaue eigentlich auch ein entsprechendes Knochengesicht gehören mußte.

Gehörte dieser gelbliche Fleck zu einem Knochenschädel, auf dem ein Stetson mit tiefgezogener Krempe saß?

Wenn ja, dann wußte Link McAssig auch, wen er vor sich hatte.

Dann war eine fürchterliche Legende Wirklichkeit geworden. Dann war der zurückgekehrt, der eigentlich hätte für immer und ewig in den Tiefen der Erde begraben sein müssen.

McAssigs Lippen bewegten sich. Fast unhörbar formten sie einen

Namen.
»Morgan Clusky…«
Er dachte nicht an sein Gewehr und auch nicht daran, zu schießen.
Zu sehr hielt ihn das Erscheinen der Gestalt unter Kontrolle. Sie blieb ja nicht stehen, zog ihren vorgestreckten Arm zurück und legte die Klaue auf den waagerecht verlaufenden Fensterholm, um sich dort abzustützen.
Dann kletterte sie in den Gastraum…
McAssig begann zu bibbern. Sein Gebiß klapperte. Er konnte einfach nichts tun, der Unheimliche stieg in den Schankraum. Dabei bewegte er sich sogar ziemlich geschmeidig, überhaupt nicht hölzern oder langsam. Er setzte zuerst die rechte Stiefelsohle auf die Bohlen, Sekunden später die linke, dann stand er vor dem Fenster.
Noch einen Schritt ging er vor.
Er geriet dabei in das Licht der Deckenleuchte. Seine helle Knochenfratze bekam einen gelblichen Schein. Die Mund-, Augen- und Nasenhöhlen zeichneten sich besonders stark darin ab.
Die rechte Hand sank nach unten. Dürre Knochenfinger umklammerten den Kolben des Revolvers, der aus der Halfter lugte.
Ja, das war Morgan Clusky. Und er war gekommen, um eine weitere Mordtat zu begehen.
Noch zog er nicht.
Er stand da, etwas breitbeinig, den Kopf nach vorn gedrückt – eine angespannte und lauernde Haltung.
McAssig wurde klar, daß er um sein Leben kämpfen mußte. Wenn Clusky einmal gezogen hatte, würde er auch schießen. Charly war ihm da Warnung genug.
Der Wirt war schneller.
Er wußte selbst nicht, woher er den Mut nahm, so plötzlich abzudrücken. Das Gewehr schien in seinen Händen zu explodieren. So laut war ihm der Schuß vorgekommen.
Die Kugel peitschte aus dem Lauf, pfiff am Schädel des Skeletts vorbei und jaulte dann durch das offene Fenster.
Noch einmal schoß er.
Diesmal erwischte McAssig den Knöchernen. Die Kugel hieb irgendwo in die Körpermitte. Der Aufprall brachte den unheimlichen Gast aus dem Gleichgewicht, schleuderte ihn zu Boden, wo er sich überrollte und schließlich dann auf der Seite liegenblieb.
Link McAssig begann zu lachen. Erst leise, dann etwas lauter. Das Lachen veränderte sich zu einem irre klingenden Kichern.
Hatte er es geschafft?
Nein, er hatte es nicht, denn das Skelett zog seine knöchernen Beine an, kippte auf die linke Seite und zog mit der rechten Knochenklaue den schweren Revolver.

Wie hypnotisiert starrte McAssig in das dunkle Loch der Mündung. »Nein!« keuchte er, »nein…«

Da feuerte der mörderische Gast!

***

Der Weg zum Licht war doch weiter, als ich angenommen hatte.

Wieder einmal wurde mir bewußt, wie sehr Entfernungen in der Dunkelheit gedehnt werden konnten.

Hätte mich jemand nach meiner Laune gefragt und wäre dabei noch sehr unfreundlich gewesen, hätte ich ihm die Antwort auch mit der Faust geben können.

Ich kochte innerlich, war sauer, naßgeschwitzt und wanderte, die Jacke über die Schulter gehängt, am Rand der Straße entlang. Dieser verdammte Platte mußte ausgerechnet mir passieren. Mir kam es vor, als hätte jemand bewußt diesen Stein mitten auf die Fahrbahn gelegt, damit es mich erwischte.

Allmählich lief ich mich ein. Gleichzeitig kam ich zu der Überzeugung, die folgenden Stunden bis zum Sonnenaufgang irgendwo in Schottland zu verbringen.

Das Licht war meine Hoffnung. Über mir stand der Mond als gelbes Glotzauge und schien uns auslachen zu wollen. Sterne entdeckte ich keine. Sie versteckten sich hinter einem leichten Schleier aus Wolken.

Dafür hörte ich etwas.

Ein ungewöhnliches Geräusch. Keinen Schuß oder Schrei, eher ein Platzen oder Klirren.

Ich beschäftigte mich gedanklich natürlich noch mit dem Schuß und dem Schrei. Jetzt war vor mir abermals ein eigentlich nicht passendes Geräusch aufgeklungen. Es kam aus der Richtung, wo mein Ziel lag.

Was ging dort vor?

Mich beschlich ein unangenehmes Gefühl. Der berühmte sechste Sinn. Hatte sich dort wieder etwas angebahnt?

Ich beschleunigte meine Schritte. Jetzt wollte ich endlich wissen, was nahe des Hauses vorging.

Die Schnelligkeit zahlte sich aus.

Dann rannte ich plötzlich, denn die Stille der Nacht war von zwei rasch aufeinanderfolgenden Schüssen unterbrochen worden.

Ich war zwar kein Fachmann, konnte aber einen Gewehrschuß von dem eines Revolvers unterscheiden. Diese beiden Schüsse waren aus einem Gewehr abgefeuert worden.

Und ein dritter Schuß peitschte auf.

Kein Gewehr diesmal, ein Revolver, das war deutlich zu vernehmen. Sekunden später erreichte ich das Haus, sah den hellen Lichtschein über dem Eingang, der auch auf ein altes Blechschild fiel, wo der Name des Gasthauses zu lesen stand.

*McAssigs Pub*

Sicherlich hieß der Besitzer McAssig. Das alles war eigentlich sekundär geworden, ich nahm es nur am Rande wahr, denn noch vor dem Erreichen der Eingangstür entdeckte ich die eingeschlagene Scheibe.

Längst lag die Beretta in meiner Hand. Ich hatte mich geduckt, konnte in den Gastraum schauen und sah auf den Rücken einer Gestalt, die in den Wilden Westen gepaßt hätte, aber nicht hier in das schottische Hochland. Sie trug Western-Kleidung, auf dem Schädel einen Stetson mit breitem Rand und hielt tatsächlich eine Waffe in der Rechten.

Mich wunderte, wie hell die Hand schimmerte. Sie sah mir irgendwie nicht normal aus. Es war allerdings zu düster, um Details erkennen zu können.

Noch hatte mich der Kerl mit dem Revolver nicht gesehen. Ich ließ mir auch Zeit, es bestand für keine Person eine unmittelbare Lebensgefahr. Ich wunderte mich nur darüber, daß ich denjenigen nicht sah, der mit dem Gewehr geschossen hatte.

War er geflohen?

Mochte es sein, wie es wollte, für immer und ewig konnte ich nicht in den Pub schauen.

Deshalb sprach ich die Gestalt an. »He, drehen Sie sich um!«

Er hatte meine Worte gehört und reagierte wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Ich war bewaffnet, er war es ebenfalls. Er drehte sich, riß seinen Arm hoch. Ich sah die Knochenhand und auch für einen Moment die gelbbleiche Skelettfratze.

Dann schoß er.

Er drückte einfach ab. Mich lähmte noch die Überraschung. Ich sah in das blasse Mündungsfeuer und dachte für den Bruchteil einer Sekunde: Jetzt ist es aus mit dir…

***

Wie ich auf den Boden gekommen war und wie es mir gelungen war, der Kugel zu entwischen, konnte ich nicht sagen. Bewußt jedenfalls hatte ich nicht gehandelt. Es war mehr ein Reflex gewesen, der bei mir stark ausgeprägte Wille, letztendlich doch zu überleben.

Und ich hatte Glück gehabt, wie sich später herausstellte. Der Unheimliche hatte schlecht gezielt. Das schwere Geschoß war in den Fensterrahmen gehämmert.

Zunächst lag ich vor dem Fenster auf der staubigen Erde und sah vor mir das Zittern der Grashalme. Ich rutschte noch ein Stück auf die Eingangstür zu, weil ich damit rechnete, daß der Knöcherne im offenen Fenster erscheinen würde.

Das tat er nicht. Ich hörte zwar Schritte auf den Bohlen des Fußbodens, aber die entfernten sich.

Für mich ein Zeichen, die Deckung zu verlassen. Mit einem Satz kam ich auf die Füße und schaute durch das Fenster.

Nichts war mehr von dem unheimlichen Revolverhelden zu sehen.

Er hatte sich verkrümelt.

Als ich durch das Fenster in den Raum kletterte, fiel mein Blick auf eine zweite Tür.

Sie bewegte sich noch etwas. Das also war der Fluchtweg des Schießers gewesen.

Mit einem kräftigen Schwung stieß ich mich von der Fensterbank ab und lief auf die Tür zu. Dabei war ich nicht so unvorsichtig, sie ruckartig aufzureißen und Gefahr zu laufen, mir eine Kugel zu fangen. Ich zog die Tür zwar auf, sprang aber, als sie sich in Bewegung befand in den toten Winkel und wartete ab, was geschah.

Nichts passierte.

Niemand schoß auf mich. Der Unheimliche schien es vorgezogen zu haben, die Flucht zu ergreifen.

Hatte er das tatsächlich?

Ich wollte nicht daran glauben. Lichtschein fiel über die Schwelle.

Er drang aus dem Flur, wo ich, als ich vorsichtig um die Ecke schielte, den Beginn einer Treppe sah, die in die obere Etage führte.

Ein weiterer schmaler Flur oder Gang knickte im rechten Winkel ab. Wahrscheinlich gelangte man durch ihn bis an die Hintertür.

Wie dem auch sei, von dem skelettierten Revolverhelden sah ich vorerst nichts.

Auf leisen Sohlen verließ ich den Gastraum, stellte mich in den Flur, schaute die Treppe hoch und suchte auf den Stufen nach Spuren. Leider waren sie glatt und auch sauber gefegt worden.

Vom Ende der Treppe her drang ein schabendes Geräusch an meine Ohren. Ich duckte mich, betrat die erste Stufe, dann die zweite und schaute die Treppe hoch.

Etwas Dunkles, Wuchtiges, Menschengroßes erschien dort, wurde weiterbewegt und bekam einen Stoß.

Es war ein schmaler Schrank, der mir plötzlich entgegenkippte.

Schmal, allerdings stabil gebaut und dementsprechend schwer.

Für einen winzigen Augenblick erkannte ich rechts des Schranks die Gestalt des Skeletts. Leider nicht lange genug, um zielen, schießen und auch treffen zu können.

Zudem fiel mir der Schrank entgegen.

Er tickte zweimal auf, dann hatte er die richtige Geschwindigkeit bekommen. Polternd und krachend nahm er seinen Weg und würde mich, wenn ich nicht schnell genug wegkam, unter sich begraben.

Ich wuchtete mich zurück und gleichzeitig zur Seite, fiel fast in den

zweiten Gang hinein, als der Schrank die Treppe hinter sich gelassen hatte und von der ersten Stufe zu Boden krachte.

Die Türen flogen in diesem Augenblick erst auf. Kleidung rutschte hervor. Anzüge, Jacken, Hemden, Unterwäsche.

Ich sah es, als ich den Schrank praktisch als Sprungbrett benutzte, um wieder auf die Treppe zu gelangen. Dabei war ich noch vorsichtig, weil ich von keinem zweiten Möbelstück überrascht werden wollte.

Glatt und sicher kam ich die Treppe hoch, erreichte einen Flur, sah eine offenstehende Tür, katapultierte mich mit einem Hechtsprung dicht über den Boden hinweg in das Zimmer hinein und prallte mit der Schulter gegen ein Bettgestell.

Das war auch alles.

Den Knochen-Cowboy sah ich nicht.

Er hatte auch alle Chancen gehabt, den Raum zu verlassen, denn das Fenster stand offen.

Ich lief hin, ließ mir für einen Moment den Wind um die Nase wehen und schaute hinaus.

Die Rückseite des Gebäudes sah aus, als wäre sie in pechschwarze Farbe getunkt worden. Auch im Garten rührte und bewegte sich nichts. Keine Gestalt, die vor irgend etwas weglief, eine gefährliche, unnatürliche Ruhe hatte sich ausgebreitet.

Ich ging wieder zurück, drehte mich auf der Stelle und zielte auf die offene Tür.

Auch dort zeigte sich niemand. An der Seite, wo einmal ein Schrank gestanden hatte, war die Wand heller. Ich dachte darüber nach, daß der Knochen-Cowboy verdammt viel Kraft gehabt haben mußte, um den Schrank überhaupt bewegen zu können.

In dieser Etage durchsuchte ich noch zwei weitere Zimmer. Einen Wohnraum und ein kleines Bad mit nicht gekachelter Wanne. Den Knöchernen fand ich leider nicht.

Und auch nicht diejenige Person, die mit einem Gewehr geschossen hatte. Ich war keiner Täuschung erlegen. Etwas stimmte in diesem Gasthaus auf jeden Fall nicht.

Ich ging wieder die Treppe hinab. Äußerst wachsam, die Beretta schußbereit.

Welch eine Nacht!

Zuerst der lange Abschied von meinen Eltern, danach die Reifenpanne und nun das Erscheinen des schießenden Skelett-Cowboys.

Was da genau dahintersteckte, war mir ein Rätsel. Wenn sich irgend jemand einen Scherz erlaubt hatte, war es ein verdammt übler.

Ich gehörte tatsächlich zu den Menschen, die immer vom Regen in die Traufe gerieten. Es gibt ja diese Personen, denen das Pech an den Schuhsohlen klebt.

Das Haus behielt seine Stille. Nur meine Schritte waren zu hören gewesen. Trotzdem ging ich davon aus, daß sich außer mir noch jemand zwischen den Mauern aufhalten konnte. Ich dachte an die Gewehrschüsse, den Schrei, den Revolverschuß.

Da hatte das Skelett abgedrückt…

Über lebende Skelette brauchte ich nicht mehr lange nachzudenken. Schon einige Male war ich ihnen begegnet. Knochen-Zombies, die auf magische Art und Weise ein untotes und gleichzeitig grausames Leben erhalten hatten. Alles wies darauf hin, daß ich auch hier über einen Fall gestolpert war.

In der Türöffnung blieb ich stehen. Mein Blick flog hinein in die Gaststätte.

Sie war menschenleer.

Niemand lauerte mir auf oder schoß auf mich. Ich entspannte mich ein wenig, steckte die Silberkugel-Beretta allerdings nicht weg.

Die Mündung schaute wie mein drittes Augen in den Raum.

»Laß fallen, verdammt! Laß deine verdammte Puste fallen, sonst schieße ich dir durch deinen Schädel!«

Diesmal hatte mich die Stimme überrascht, sie war von links an meine Ohren gedrungen. Der Sprecher mußte sich hinter der Theke versteckt halten, in Deckung, so daß ich mich zunächst als zweiten Sieger betrachten konnte.

»Hören Sie, Mister…«

»Weg mit der Waffe!«

»Sie haben ein Gewehr, nicht?« fragte ich.

»Und wie.«

»Sie haben auch geschossen?«

»Klar.« Seine Stimme zitterte. Der Mann, den ich bisher noch nicht gesehen hatte, stand unter Strom.

»Haben Sie getroffen?«

»Sicher!«

»Ohne Erfolg, Mister. Der andere war stärker. Er ist stärker. Wissen Sie, wer er ist?«

»Ja – nein…«

»Ich hätte ihn fast gehabt. Sie sollten von Ihrem Vorhaben Abstand nehmen, Mister. Ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen. Wäre ich nicht erschienen und hätte dieses Monstrum abgelenkt, lägen Sie womöglich tot zwischen den Tischen.«

Meine Worte gaben ihm zu denken. Zwar konnte ich nicht hören, wie er nachdachte, doch wenn er ehrlich zu sich selbst war, mußte er einsehen, daß ich nicht auf der Seite des Skelett-Cowboys stand.

»Ich werde jetzt meine Waffe wegstecken, Mister. Danach können wir vernünftig miteinander reden.«

Er hinderte mich nicht daran, die Beretta in die Halfter zu stecken.

Sehr langsam drehte ich mich um.

Jetzt erst sah ich ihn. Das Licht war etwas schwach, doch ausreichend für meine Betrachtungen.

So wie er sah eigentlich nur ein Wirt aus. Klein, Rundbauch, wenig Haare auf dem Kopf – irgendwie gemütlich. In diesem Augenblick zeigte das Gesicht Angst. Dieser Mann fürchtete sich trotz der Waffe, die er festhielt.

Auch ich mochte es nicht, wenn eine Mündung auf mich wies.

»Okay?« fragte ich ihn.

Er senkte den Lauf um keinen Deut. »Wer sind Sie?«

»Mein Name ist John Sinclair. Ich bin erstens auf der Durchreise, habe zweitens eine Reifenpanne und bin zudem noch Polizist. Oberinspektor bei Scotland Yard, um genau zu sein.«

Er gab keine Antwort. Ich konnte auch nicht erkennen, ob er mir glaubte. »Soll ich meine Worte noch einmal wiederholen?«

»Nein.«

»Dann glauben Sie mir?«

»Vielleicht«, flüsterte er. Plötzlich lachte er auf und legte das Gewehr auf die Theke. Mit der flachen Hand schlug er ebenfalls darauf, beugte sich vor und preßte seine Stirn auf den Handrücken.

»Das ist doch nicht möglich«, hörte ich ihn sprechen. »Das ist doch der nackte Wahnsinn.«

»Einen Schluck könnten wir beide vertragen, meine ich.«

»Ja.«

Ich holte eine Flasche aus dem Regal und kippte zwei doppelte Whisky in die Gläser. Eines drückte ich ihm zwischen die Finger.

»Trinken Sie mal, dann sehen wir weiter.«

Er schlürfte das Zeug. Als das Glas leer war, ließ er es über den Tresen rutschen. Ich trank in langsamen Schlucken und mußte eingestehen, daß ich einen guten Griff getan hatte. Der Whisky war weich, er brannte nicht in der Kehle.

Der Wirt drückte sich an mir vorbei. Ich ließ ihn gehen. An einem Tisch nahm er Platz und schaute mich an. »Ich bin Link McAssig, Mr. Sinclair. Mir gehört der Pub.«

»Das hatte ich mir fast gedacht.«

»Und ich habe heute«, so sprach er mit leiser und modulationsloser Stimme weiter, »das nackte Grauen kennengelernt. Ich hätte nie gedacht, daß es so etwas gibt.«

»Sie meinen das Skelett?«

»Was sonst?«

Ich nahm mein Glas und ging zu ihm. Als ich neben ihm saß, roch ich den säuerlichen Schweißgeruch. »Wollen Sie nicht von Beginn an berichten, Mr. McAssig?«

Er hob die Schultern. »Was hilft das schon?«

»Vielleicht uns. Oder nur mir. Ich habe mir nämlich vorgenommen, diesen komischen Knochen-Cowboy zu jagen.«

»Der wird Sie killen. Wie auch Charly.«

»Wer ist Charly?«

»Ein Gast.«

»Wäre es jetzt nicht besser, wenn Sie von vorn anfangen, Mr. McAssig?«

Er atmete stöhnend auf. »Ja, ist gut. Ich werde reden. Bitte, holen Sie die Flasche und mein Glas.«

Er bekam es, trank und sprach dabei. Ich erfuhr eine sehr unwahrscheinliche Geschichte, die ich trotzdem glaubte, gerade weil sie sich so völlig verrückt und unwahrscheinlich anhörte. Und ich bekam auch mit, wer dieser Charly war und wem die ersten Schüsse gegolten hatten.

»Haben Sie denn gesehen, wie Charly starb?«

»Nein, Sir. Ich gehe nur davon aus, daß er nicht mehr lebt.«

»Dann müßte seine Leiche ja zu finden sein.«

»Sicher.«

»Ich werde später nachschauen. Es geschieht nichts ohne Grund.«

Ich beugte mich vor. »Können Sie sich als Einheimischer einen Grund vorstellen, weshalb diese Gestalt aufgetaucht ist?«

Er hob die Schultern.

Die Antwort gefiel mir natürlich nicht. Ich schlug einen Bogen.

»Als ich Sie vorhin fragte, wer dieser Unbekannte ist, da haben Sie meine Frage verneint und gleichzeitig bejaht. Ist das richtig.«

»Kann sein.«

»Also, Mr. McAssig, wer ist dieses Monstrum?«

»Morgan Clusky.«

»Gut, wunderbar. Ein Untoter, ein Zombie-Skelett, das auf irgendeine Art und Weise lebt und dabei aussieht, als wäre es einem Grab aus dem Wilden Westen entsprungen.«

Er starrte mich an. In seinen kleinen Augen glitzerte es. »Das ist möglich.«

»Daß er einem Grab entsprungen ist?«

»Beides. Auch der Vergleich mit dem Wilden Westen stimmt. Morgan Clusky ist schon lange tot. Über einhundert Jahre. Der Legende nach soll er ein großer Revolverheld in Texas und Arizona gewesen sein. Damals, im vorigen Jahrhundert.«

»Und wie kam er nach Schottland? Ausgerechnet in diese Gegend?«

McAssig lachte auf. »Das ist eine ziemlich lange und auch unwahrscheinliche Geschichte.«

»Ich habe Zeit.«

Schnaufend atmete er aus, bevor er mit seiner Erzählung begann.

»Damals ist Morgan Clusky in die Staaten ausgewandert. Er wollte

dort sein Glück machen. Viele Schotten gingen in die Neue Welt. Nach zwanzig Jahren kam er dann zurück, um hier begraben zu werden.«

»Das ist alles?«

»Im Groben.«

»Wo wurde er begraben?«

»Nicht auf einem Friedhof. Er hat sich ein Grab in der Natur ausgesucht. Die Menschen hier in der Gegend waren froh, als es endlich soweit war. Sie haßten ihn, weil er sich nicht hatte ändern können. Noch immer dachte er daran, in den Staaten oder im Wilden Westen zu sein. Er kleidete sich so, er war immer bewaffnet und löste Probleme auf die harte Tour. Dabei ließ er Tote zurück, die seinen Weg kennzeichneten.«

Ich fuhr durch mein Haar. »Wie ist er dann umgekommen?«

»Angeblich soll man ihm eine Kugel in den Rücken geschossen haben. Mit der im Rücken steckenden Kugel hat er noch einige Zeit gelebt, bevor er darum bat, verscharrt zu werden.«

»Dann hat man ihn lebendig begraben?«

McAssig hob die Schultern. »Alles lief darauf hinaus. Er muß als Lebender in die Erde gesteckt worden sein.«

Ich räusperte mich. »Das ist ein starkes Stück. Und jetzt ist er zurückgekehrt.«

»Leider.«

»Wissen Sie noch mehr?«

»Nein.« McAssig schüttelte den Kopf. »Ich… ich kann mir das alles nicht erklären. Für mich ist es unbegreiflich. Ich … ich …« Er schluckte. »Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich weiß nicht, was er hier will!«

»Rache?«

Der Wirt hob seine kaum erkennbaren Augenbrauen. »An wem, bitte sehr, hätte er sich rächen sollen?«

»An den Personen, die ihm damals ans Leder wollten.«

»Die sind längst tot.«

»Aber sie haben Nachkommen«, sagte ich leise.

Link McAssig schaute mich mit trübem Blick an. Bedächtig hob er seine Hand und wischte damit über sein Gesicht. Als er schluckte, bewegte sich sein Adamsapfel. Zudem zitterte er mit den Beinen.

»Was… was Sie da sagen, klingt unwahrscheinlich. Gleichzeitig macht es mir Angst. Es würde bedeuten, daß dieses Skelett nach Tweedsmuir geht und dort mit seinem Rachefeldzug beginnt.«

Ich nickte. »Das ist alles schon mal dagewesen.«

»Aber nur in Wildwest-Geschichten.«

»Auch.«

»Verdammt.« McAssig stöhnte und schlug mit der Faust auf die Tischplatte. »Ich komme da einfach nicht mit. Ich weiß nicht, was und

wieso…«
»Nun ja, keine Panik. Ich bin jetzt hier und werde mich um diesen Morgan Clusky kümmern.«
»Wie wollen Sie das schaffen? Er ist Ihnen über.«
»Mal sehen. So ohne Erfahrungen bin ich nicht.«
»Auch was Skelette angeht?« Er schaute mich an, als hätte ich ihn mit der Antwort zum Narren gehalten.
Ich mußte lächeln. Es war immer schwer, wenn ich andere Menschen von meiner Arbeit überzeugen wollte. Die meisten glaubten mir eben nicht. Sie hielten mich für einen Spinner, einen Phantasten.
Das stimmte nicht. Ich weihte McAssig natürlich nicht ein, ließ aber durchblicken, daß ich auf dem Gebiet der Geisterjagd meine Erfahrungen besaß. Bei ihm, einem typischen Schotten, hatte ich es leichter. In diesem Landstrich glaubten die Menschen noch an das Übersinnliche, an Vorgänge, die rational nicht erklärbar waren.
»Na ja«, meinte er und schenkte noch einmal nach. »Wenn das so ist, kann ich ja Hoffnung haben.«
»Das glaube ich auch.« Ich stand auf. »Sie haben vorhin von Charly, Ihrem letzten Gast gesprochen. Ich hörte Schüsse, die im Freien aufgeklungen waren…«
»Sie wollen Charly suchen?«
»Das hatte ich tatsächlich vor.«
»Gut.« Auch McAssig stand auf. »Ich habe ihn durch die Hintertür entlassen. Er ist dann quer durchs Gelände gelaufen. Irgendwann hörte ich den Schuß und auch den Schrei…«
»Okay, das reicht.«
McAssig brachte mich noch an die Hintertür. Erst wollte er mitgehen, weil er Furcht davor hatte, allein in seiner Gaststätte zurückzubleiben. Dann überlegte er es sich anders, weil er der Ansicht war, daß der Knochen-Cowboy so schnell nicht zurückkommen würde.
»Und wenn er kommt«, kolportierte ich einen alten Witz, »dann geben Sie ihm ein Bier und gleichzeitig noch einen Wischlappen.«
Darüber konnte McAssig nicht lachen.
Ich versprach ihm, so bald wie möglich zurück zu sein und machte mich auf die Socken.
Die Nacht, so unangenehm und schwül sie auch war, besaß trotzdem einen großen Vorteil. Sie war mondhell, ich konnte zunächst auf meine lichtstarke Halogenleuchte verzichten.
Hinter dem Pub breitete sich ein unebenes Gelände aus. Senken, Hänge und welliger Boden lösten sich ab. Gestrüpp und hohes Unkraut nahmen mir manchmal die Sicht. Später schaltete ich die Lampe ein, suchte nach Spuren und glaubte, auch Fußabdrücke im Boden zu sehen. Zumindest dort, wo das Gras niedergetreten war.
Auch Pechvögel haben Glück. Als ich stehenblieb und den

Lampenstrahl schwenkte, entdeckte ich die dunkle Gestalt. Sie lag verkrümmt im Gras.

Wenig später wußte ich Bescheid. Die Kugel hatte den letzten Gast direkt in die Brust getroffen und sein Leben ausgelöscht. Noch immer standen das Staunen und auch das Entsetzen in seinen Zügen wie festgemeißelt.

Ich richtete mich wieder auf. Der Rücken wurde von einer Gänsehaut bedeckt. Ich dachte an den Killer, der in dieser Nacht noch unterwegs war. Ich stand ohne Deckung im freien Gelände. Wenn er in einem Hinterhalt lauerte, war es um mich geschehen.

Er ließ sich nicht blicken. Mutterseelenallein stand ich neben dem toten Charly.

Meine Gedanken beschäftigten sich mit dem lebenden Skelett. Was hatte dieses schwarzmagische Wesen vor? Weshalb war es zurückgekehrt? Gut, McAssig hatte mir eine Erklärung oder ein Motiv genannt, aber beides klang mir zu dünn.

Ich wollte den Toten nicht einfach in der freien Natur liegenlassen und lud ihn auf meine Schulter. Er war verdammt schwer. Hinzu kam die allmählich einsetzende Leichenstarre, so daß ich mich mit dem Körper regelrecht abschleppte.

McAssig hatte mich kommen hören. Der Wirt erwartete mich an der Hintertür und bekam große Augen, als er Charly über meiner linken Schulter liegen sah.

»Sie… Sie haben ihn geholt?«

»Das sehen Sie doch«, keuchte ich. »Bitte, machen Sie Platz.«

Er schauderte zusammen, als ich an ihm vorbeiging. Später, als der Tote in der Gaststätte lag, wandte McAssig den Blick ab. »Soll er jetzt bei mir liegen?«

»Keine Sorge, ich lasse ihn abholen. Gibt es in Tweedsmuir eine Polizeistation?«

»Ja, wir haben einen Konstabler.«

»Auch einen Leichenbestatter?«

»Sicher.«

»Dann sollen beide herkommen.«

McAssig staunte. »Jetzt?«

»Natürlich. Leute mit den Berufen müssen immer im Dienst sein, wenn Sie verstehen.«

»Ja, natürlich.«

»Wo steht das Telefon?«

»In der Küche.«

Der Wirt brachte mich in einen schmalen Raum, in dem gekocht wurde. Da stand noch ein alter Herd, den man mit Kohle heizen mußte. Ich telefonierte und wurde zunächst einmal ausgelacht. Sogar ziemlich wütend, denn ich hatte den Kollegen im ersten Schlaf gestört.

Zudem hielt er mich für angetrunken. Erst als McAssig mit ihm sprach, glaubte er uns und versprach, so rasch wie möglich zu kommen.
»Wie geht es jetzt weiter?« wurde ich gefragt.
»Tja, Mr. McAssig, wenn ich das wüßte, wäre mir auch wohler…«

***

Der Konstabler hieß Bantham, trug das rötliche Haar streng gescheitelt und hatte ein langes Gesicht, dessen Haut gelblich schimmerte.
Sie wurde noch gelber, als er den toten Charly sah. Ich hatte ihm mittlerweile meinen Ausweis gezeigt, jetzt war er zufrieden.
Eine Mordkommission sollte nicht mehr hinzugezogen werden.
Der Leichenbestatter, er verkaufte gleichzeitig Särge und Grabsteine, wollte Charly abtransportieren.
Ich hatte nichts dagegen und schaute zu, wie der Tote in den mitgebrachten Sarg gelegt wurde, eine alte Holzkiste, die bestimmt schon einige Male benutzt worden war.
Er half mir tragen. Auf der Ladefläche eines dunklen Autos verstauten wir den Sarg.
»Kann ich fahren, Sir?«
»Sicher.«
Bantham blieb noch. Er knackte mit seinen langen Fingern, ging in den Pub zurück und genehmigte sich einen Whisky. »Den muß ich einfach auf den Schreck hin haben.«
»Er sei Ihnen gegönnt.«
Wir sprachen über die Tat. Ich sah keinen Grund, ihm die Wahrheit zu verschweigen. Einen Kommentar gab er eigentlich nicht ab, dafür bekam er eine zweite Haut. »Die alte Geschichte«, flüsterte er.
»Wissen Sie mehr?«
»Nur das, was man sich über Morgan Clusky erzählt. Mit seinem Namen erschreckt man kleine Kinder bei uns im Ort. Niemand hat damit gerechnet, daß er je wieder zurückkehren würde.«
»Und jetzt ist er da.«
Bantham schaute mich zweifelnd an. »Stimmt das auch?«
»Ich kann es schwören!« rief McAssig. »Das heißt, wir können es beschwören.«
Ich wollte noch einmal auf Clusky zu sprechen kommen. »Was erzählt man sich noch? Sind Überlieferungen vorhanden? Aussprüche von ihm, die er getan hat, als er die Neue Welt verließ?«
»Wie meinen Sie das?«
»Hat er von Dingen und Ereignissen berichtet, die ihm dort widerfahren sind?«
»Das weiß ich nicht.«
»Es ist klar, daß Sie zu dieser Zeit noch nicht gelebt haben, Mr.

Bantham. Aber man erzählt doch…«
»Schon…« Er hob die Schultern. »Wer glaubt das schon?«
»In diesem Fall ist alles wichtig.«
»War er nicht mal bei den Indianern?« fragte Link McAssig.
Bantham überlegte. »Wie meinst du?«
»Meine Mutter hat erzählt, wenn die Sprache auf Clusky kam, daß er sich bei den Apachen aufgehalten hat und auch bei einem Medizinmann lebte, der etwas von Magie oder Totemkunde verstand.«
»Das kann sein.«
»Wissen Sie Genaueres, Mr. McAssig?« fragte ich.
»Leider nicht. Einzelheiten bekommt man so schlecht zu hören. Wenn, dann ist es zumeist Dichtung.«
Da mochte er recht haben, aber die Spur mit dem Totem war nicht schlecht. Ich wußte nicht sehr viel über indianische Magie. Vor Jahren hatten wir es in den Staaten einmal mit einem Zombie-Apachen zu tun bekommen, aber es stand fest, daß gerade die Naturvölker ein anderes Verhältnis zu Geistern, Dämonen und auch Schwarzer Magie besaßen als die sogenannten zivilisierten Kreise.
Die Stimme des Konstablers unterbrach meine Gedanken. »Wollen Sie denn bleiben, Sir?«
»Das hatte ich vor.«
Er bewegte seine Augenbrauen. »Wird nicht einfach sein, wie ich annehme.«
»Das nicht.«
»Außerdem müssen Sie ihn finden. Wo könnte er sich denn hingewandt haben?«
»Vielleicht nach Tweedsmuir.«
Der Konstabler verzog die Lippen. »Das«, so sagte er leise, »befürchte ich auch.«
»Dann müssen die Bewohner vor ihm gewarnt werden!« rief McAssig.
»Nein!« widersprach ich.
»Weshalb nicht?«
»Wollen Sie die Pferde scheu machen? Noch wissen nur wenige Menschen Bescheid, wobei ich hoffe, daß auch der Leichenbestatter den Mund hält und keine Aufregung bringt. Vielleicht gelingt es mir, ihn noch in dieser Nacht zu stellen.«
»Soll ich Sie denn in den Ort mitnehmen?«
»Danke, Mr. Bantham, sehr freundlich. Ich möchte den Reifen wechseln und selbst fahren.«
»Wie Sie wollen.« Er schaute auf seine Uhr und verzog den Mund dabei zu einem Grinsen. »Vielleicht sehen wir uns noch in dieser Nacht.«
»Das wäre möglich!«
Der Konstabler ging. McAssig schaute ihm aus nachdenklichen Augen

nach. Es war ihm anzusehen, daß er sich in seiner Haut nicht eben wohl fühlte. »Vielleicht sollte auch ich meine Bude hier verlassen. Das ist mir alles über den Kopf gewachsen.«

»Ich kann Sie verstehen.«

Er wechselte das Thema. »Haben Sie das Werkzeug im Wagen?«

»Sicher.«

»Dann komme ich mit. Zu zweit geht es besser. Ich hole nur mein Fahrzeug, dann brauchen Sie nicht zu laufen.«

»Sie haben getrunken, Mister…«

»Ach, was spielt das noch für eine Rolle?«

»Lassen Sie uns lieber zu Fuß gehen.«

»Wie Sie wollen.«

Er schloß ab, als wir den Pub verließen. Das Außenlicht ließ er brennen. Es war gut, daß ich ihm abgeraten hatte zu fahren. Er ging nicht mehr normal neben mir her, schwankte bei den Schritten und stieß oft genug gegen mich.

Der Weg zog sich hin. Als wir endlich neben dem Rover standen, bereute mein Begleiter es schon, mitgegangen zu sein. Er wischte über sein schweißnasses Gesicht. »Mein lieber Sinclair, das war eine Tortur.«

»Nur ein kleiner Spaziergang.«

Es folgte der Reifenwechsel, den ich praktisch allein durchführte.

McAssig behielt derweil die Umgebung im Auge. Das Skelett ließ sich nicht mehr blicken.

Eine Viertelstunde später hatte ich den Reifenwechsel hinter mich gebracht. McAssig war froh, auf dem Beifahrersitz Platz nehmen zu können.

»Wo wollen Sie denn hin, wenn Sie nicht in Ihrem Pub…«

»Ich kenne in Tweedsmuir zahlreiche Leute, die mich für einige Nächte aufnehmen.«

»Das ist gut. Allerdings suche auch ich eine Bleibe für die Nacht. Es muß nicht unbedingt Tweedsmuir sein.«

McAssig verstand. »Sagen Sie nur, daß Sie bei mir übernachten wollen, Mr. Sinclair?«

»Das könnte mir gefallen.«

Er hob die Schultern. »Sie werden sicherlich bei diesen Übernachtungen mehr Komfort…«

Ich winkte ab. »Nein, so dürfen Sie das nicht sehen. Es reicht aus, wenn ich ein Bett bekomme.«

»Duschen habe ich nicht. Es gibt auf der zweiten Etage, wo die Zimmer liegen, Waschgelegenheiten.«

»Die reichen mir.«

Ich stoppte den Rover neben dem Eingang, stieg aus, und auch der Wirt verließ den Wagen. Wir waren beide sehr vorsichtig und

aufmerksam, schauten uns sichernd um, ohne allerdings eine Gefahr erkennen zu können. Niemand hatte auf uns gewartet.

McAssig blieb zurück und ließ mir den Vortritt. Ich betrat den Pub sicherheitshalber mit gezogener Waffe. Die Mündung stieß in die Leere des Raumes.

Kurz vor der Theke drehte ich mich wieder um. »Sie können jetzt kommen, Mr. McAssig.«

»Ist wirklich alles okay?«

»Ja.«

Er war noch immer mißtrauisch, auch sein Lächeln konnte man nicht als echt bezeichnen. Etwas schlurfend ging er vor, blickte sich in seiner eigenen Gaststätte um wie ein Fremder und atmete schließlich erleichtert auf.

»Schließen Sie wieder ab, Mr. McAssig. Dann können Sie mir mein Zimmer zeigen.«

Er drehte den Schlüssel zweimal um. Später ging er vor mir her.

»Noch einmal, Mr. Sinclair, erwarten Sie bitte keinen Luxus.«

»Das ist doch klar.«

»Wer bei mir einkehrt, schläft nur selten. Oft sind es auch Rucksack-Touristen oder Personen, die Schutz vor einem Unwetter suchen.«

Die zweite Treppe war wesentlich schmaler als die erste. Man konnte sie mit einer Stiege vergleichen. Zudem machte sich in der zweiten Etage die Dachschräge bemerkbar, so daß ich mich gezwungen sah, den Kopf einzuziehen.

Die Tür klemmte, als McAssig sie aufdrückte. Etwas verlegen betrat er das Zimmer. »Staubig ist es auch.«

Und es roch muffig. Die Luft stand wie dünnes Glas zwischen den Wänden. Ich schnupperte ein paarmal, sah den Staub auf dem Boden liegen und auch auf der grauen Bettdecke.

Zuerst öffnete ich das Fenster. Mein Blick fiel wieder hinter das Haus. Ich schaute über Baumwipfel hinweg in den Himmel, wo der Mond leuchtete.

»Soll ich Ihnen noch etwas zu trinken bringen, Sir?«

»Eine Flasche Mineralwasser.«

»Komm sofort.«

Als er gegangen war, schaute ich mir die Waschgelegenheit an. Sie bestand nur aus einem Waschbecken. Aus der Wand schaute ein schon leicht angerosteter Hahn hervor. Ich drehte ihn auf. In der Leitung erklangen glucksende Geräusche. Zuerst tropfte das Wasser nur, dann wurde der Strahl dicker.

Die Seife lag festgeklebt auf dem Rand. Ich schaute auf die Uhr. Es war nicht einmal Mitternacht. Bis zur Tageswende dauerte es noch 30 Minuten, die Nacht konnte noch lang werden.

Er kam zurück. Verlegen blieb McAssig hinter der Schwelle stehen.

Nicht nur eine große Flasche mit Mineralwasser hatte er mitgebracht, auch zwei frische Handtücher.

»Danke sehr.«

»Ich schlafe übrigens eine Etage tiefer, Mr. Sinclair. Wenn etwas sein sollte…«

»Können Sie mir Bescheid geben. Umgekehrt auch.«

Der Wirt trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. »Was meinen Sie? Ob er noch einmal zurückkommt?«

»Das ist die Frage.«

»Ich bin der Ansicht, daß er…«

Link McAssig hob die Schultern. Er hatte schon alles gesagt.

Ich nahm die Flasche und drehte den Verschluß auf. Ein Glas hatte er nicht mitgebracht, so trank ich eben aus der Flasche. Das Wasser war kalt und schmeckte mir.

»Dann versuchen Sie, eine gute Nacht zu haben«, sagte er zum Abschluß. »Wie ist das mit Ihrem Gepäck?«

»Es kann im Wagen bleiben.«

»Gut.« Er nickte mir noch einmal zu. Dabei hatte ich den Eindruck, als wollte er mir noch etwas sagen. Dann hob er die Schultern und schloß die Tür von außen.

Ich lauschte seinen Schritten nach, bis sie verklungen waren. Das Fenster ließ ich auch weiterhin offen, schaute jedoch nicht hinaus, sondern setzte mich auf das Bett.

Die Matratze hatte die guten Zeiten längst hinter sich. Sie war viel zu weich, ich sank tief ein.

Daß ich meinen Koffer im Rover zurückgelassen hatte, war nicht ohne Grund geschehen. Ich sah keine Veranlassung, mich für die restlichen Stunden auszuziehen.

Zwar wusch ich mich, zog mich danach jedoch wieder an. Als ich die Uhr umlegte, sah ich, daß es genau Mitternacht war.

Geisterstunde…

Viel ist darüber geschrieben worden. Ob wahr oder nicht, eines stand für mich jedenfalls fest. Ich hatte schon haarsträubende Dinge in der Stunde zwischen Mitternacht und ein Uhr erlebt.

In diesem Fall blieb alles ruhig. Auch ein Blick aus dem Fenster ließ keine Veränderungen erkennen. Wenn ich den Kopf stark nach rechts drehte, konnte ich in die Richtung sehen, wo der Ort Tweedsmuir lag. Der dünne Klang wehte mir entgegen, das war alles.

Selbst nach diesen Aufregungen überkam mich Müdigkeit. Wenn man immer im Streß lebt, so wie ich, da muß man jede Stunde nutzen. Ich schloß das Fenster, um vor unliebsamen Überraschungen sicher zu sein und legte mich rücklings auf die durchgelegene Matratze.

Allmählich fielen mir die Augen zu. Ich kämpfte auch nicht gegen das Gefühl an, sondern ließ mich in einen tiefen, bleiernen Schlaf

entführen. Der warme, schwüle Tag forderte einfach seinen Tribut.
Nicht einmal der Gedanke an ein Skelett konnte mich wachhalten…

***

Auch Link McAssig war in seinen Schlafraum gegangen. Er kam ihm sehr leer vor ohne den Schrank. Das Möbelstück lag noch immer unten im Flur. Der Wirt hatte sich vorgenommen, es irgendwann zu zerhacken, falls er überlebte.
Davon war er noch nicht überzeugt.
Obwohl er auf John Sinclair setzte und ihm auch einiges zutraute, ließ sich das Gefühl der Angst bei ihm nicht unterdrücken. Er hatte das Gewehr mitgenommen, stand am Fenster, starrte in die Dunkelheit und suchte dort nach verdächtigen Bewegungen.
Ihm fiel nichts auf.
Unbeweglich lag die Landschaft vor seinen Blicken. Noch immer drückte die Luft, es war schwül.
McAssig wußte, weshalb John Sinclair auf seinen Koffer verzichtet hatte. Bestimmt legte er sich in voller Kleidung auf das Bett. Das tat ihm der Wirt nach. Nicht einmal die Schuhe hatte er ausgezogen.
Sinclair war ein Mann mit guten Nerven. Sicherlich schaffte er es sogar, einzuschlafen. Im Gegensatz zu McAssig. Er fand keinen Schlaf, weil er einfach zu aufgeregt war und die Ereignisse der Vergangenheit noch durch seinen Kopf spukten.
Er kam von dem Anblick des Skeletts nicht los. Wie gemalt stand dieser Knochen-Cowboy vor seinem geistigen Auge. Er war gekommen, hatte getötet und war wieder gegangen.
Weshalb war er nicht geblieben? Der Wirt erinnerte sich daran, ihn mit einer Kugel erwischt zu haben. Aufgehalten hatte das Geschoß dieses Monstrum nicht. Auch McAssig wäre eine Leiche gewesen, wenn dieser John Sinclair nicht erschienen wäre.
Der Mann mußte etwas Besonderes sein. Der Wirt konnte sich vorstellen, daß Clusky auch mit zwei Gegnern fertig geworden wäre.
Für ihn bedeutete das keine Schwierigkeit.
Weshalb war er dann verschwunden? Hatte ihm der Mann aus London Furcht eingejagt?
Unruhe erfaßte Link. Er wälzte sich mühsam auf die Seite. Im Raum war es stickig und schwül. Aus Angst vor einer Rückkehr des Skelettes hielt er das Fenster geschlossen. Er schloß die Augen und malte sich in seiner Phantasie die schlimmsten Dinge aus. Das peitschte ihn noch stärker hoch, der Herzschlag beschleunigte sich, er fand einfach keine Ruhe, setzte sich hin und starrte zu Boden.
Schweiß tropfte von seinem Gesicht. Der Raum schien sich für ihn in eine dschungelschwüle Fieberhölle verwandelt zu haben. Die Luft drückte so stark, daß er sie kaum einatmen konnte. Kopfschmerzen

plagten ihn. Sie begannen im Hinterkopf und zogen sich im Halbbogen vor, bis sie die Stirn erreichten.

McAssig stand auf. Er konnte nicht mehr auf der Bettkante hocken. Etwas trieb ihn zum Fenster.

Wie ein Betrunkener wankte er durch den Raum. Dabei bewegte er die Arme, als wollte er die stehende Luft zur Seite schaufeln. Mit beiden Händen stützte er sich auf der klebrigen Fensterbank ab, ließ einige Sekunden verstreichen, bevor er das Fenster aufzog.

Die Luft draußen war kühler. Sie tat ihm gut. McAssig beugte sich vor. Hatte sich etwas verändert?

Noch immer stand der Mond am Himmel. Ein blaß leuchtendes, gefährliches Auge, das alles beobachtete und sicherlich dem Bösen noch mehr Kraft verleihen würde.

Der Wirt schaute an der Hauswand entlang in die Tiefe. Die Schatten nahe des Hauses erinnerten an gefrorene, schwarze Wellen. Sie bedeckten den Boden, sie ließen alles verschwinden, verdeckten die Natur, aber es wuchs auch aus ihnen etwas hervor.

Ein länglicher Gegenstand…

Zunächst dachte McAssig an eine Täuschung. Er rieb über seine Augen, zwinkerte, schaute noch einmal nach und mußte feststellen, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Der Gegenstand blieb.

Er war neu für ihn. Am gestrigen Tag hatte er dort noch nicht gestanden und in der Nacht auch nicht.

McAssig wollte es genau wissen. Er zog sich zurück, nahm das Gewehr an sich und auch seine Taschenlampe, die er ebenfalls mit hochgebracht hatte.

Vor Aufregung hatte er noch feuchtere Hände bekommen, als er die Lampe einschaltete, den Arm vorstreckte, die Hand drehte und in die Tiefe leuchtete.

Jetzt erkannte er den Gegenstand.

Es war ein Pfahl!

Im ersten Moment erschrak er dermaßen, daß er die Lampe wieder ausschaltete. Dann begann er nachzudenken. Er wußte die Lösung, nur kam er im Moment nicht darauf.

Den Pfahl hatte er deutlich erkannt. Nur fragte er sich, was dieser Gegenstand ausgerechnet in seinem Garten zu suchen hatte? Wer stellte so etwas auf?

Plötzlich klickte es bei ihm. Der Knochen-Cowboy, der alte Medizinmann, bei dem Clusky gelebt hatte, die Apachen-Magie, der Pfahl, auch Totem genannt…

Das war es!

Morgan Clusky mußte ihn aufgestellt haben. Sicherlich nicht ohne Grund. Er hatte noch weitere Dinge vor.

Sinclair mußte Bescheid wissen. Sicherlich schlief er und hatte nichts von der Veränderung bemerkt.

McAssig wollte sich abwenden, als etwas anderes geschah. Der Pfahl, bisher dunkel, fast schwarz, bekam ein eigenes Leben. Von innen her begann er zu leuchten.

McAssig war fasziniert und gleichzeitig abgeschreckt. Es kam ihm vor, als befänden sich innerhalb des Materials zahlreiche Lampen, deren Schein das Holz durchdrang.

Es war kein normales Licht. Hier traf die Bezeichnung geisterhafte Beleuchtung zu. Er konnte auch keine einzelne Farbe unterscheiden, das Licht setzte sich aus mehreren zusammen, so daß ein Konglomerat entstand.

In der Grundtendenz dunkel. Ein düsteres Violett, vermischt mit einem rötlichen Unterton. Auch die Farben Blau, Grün und Gelb waren vorhanden.

Nur bewegten die Farben sich. Sie standen nie still. Sie zitterten, sie sahen aus, als würden sie den Pfahl hochgleiten und sich gleichzeitig ausbreiten.

Zu den beiden Enden hin schwächten sie sich ab, in der Mitte blieben sie konzentriert.

Dort entstand ein Bild.

Nur bei genauerem Hinsehen zu erkennen. Ein Gesicht, aus zahlreichen Farben, zusammengesetzt wie ein Puzzle.

Nein, kein Gesicht. Es war ein Zerrbild dessen. Eine widerliche, abstoßende, grauenerregende Fratze, versehen mit einem breiten Mund, der Andeutung einer Nase – und zwei Augen.

Gerade diese Augen waren es, die den Betrachter so faszinierten und gleichzeitig in ihren Bann zogen.

Blicke, die er nicht beschreiben konnte. Böse, grauenhaft und auch tödlich.

Er zwinkerte, weil ihm Schweiß über die Brauen hinweg in die Augen gedrungen war. In der rechten Hand hielt McAssig noch sein Gewehr, nur schaffte er es nicht, die Flinte anzuheben und die Mündung über die Fensterbank zu kippen.

Die Totemfratze hielt ihn zu sehr in seinem Bann. Die Welt um ihn herum war versunken, für McAssig gab es nur das fürchterliche Gesicht im Totempfahl.

Und er besaß eine Botschaft für ihn.

Zunächst erreichte ihn nur der Druck. Er prallte gegen seine Stirn, drang auch dahinter und sorgte für Kopfschmerzen. Vergeblich versuchte er, sich von diesem Druck zu befreien.

Dann formierte sich etwas hervor.

Gedanken…

Eine Botschaft…

›Komm her. Komm zu mir! Komm zu Cattananga…‹ Wieder ein neuer Name. Cattananga – noch nie zuvor hatte McAssig ihn gehört.

Er dachte auch nicht darüber nach, wer dieser Cattananga sein könnte, der Befehl jedenfalls stand klar und fest vor ihm.

McAssig gehorchte.

Zuerst rutschte die Flinte aus seiner schweißnassen Hand. Mit einem dumpfen Laut landete sie auf den Bohlen. Das Gewehr brauchte er nicht mehr. Er sah auch die Fratze nicht als einen Feind an, er wollte zu ihr, nur das zählte.

So erklomm er die Fensterbank, hockte sich dort hin und schaute in die Tiefe.

Von der ersten Etage her war es bis zum Boden ein ziemlich gewagter Sprung, besonders deshalb, weil er wegen der tiefen Schatten nicht genau sehen konnte, wo er landen würde.

Er wußte nur, daß der Grund vor dem Haus aus relativ weicher Erde bestand, auf der auch Gras wuchs, das, so hoffte er, seinen Aufprall dämpfen würde.

Dann stieß er sich ab.

McAssig fiel.

Der kurze Sprung kam ihm mehr als dreimal so lang vor. Er bekam das Gefühl, ins Nichts zu fallen, in einen Schacht, einen Tunnel, dessen Schwärze ihn verschlingen wollte.

Seine Kehle war zu, ausgedörrt. Nicht einmal ein Krächzen drang über die Lippen.

Dann der weiche und trotzdem harte Aufprall. Der Schock, der durch seinen Körper floß und erst im Schädel endete, wo er regelrecht explodierte, als sollte der Kopf dort auseinanderfliegen.

Tränen schossen in seine Augen. Ein stechender Schmerz durchbiß den linken Knöchel, und McAssig hatte Mühe, die Tränen zu unterdrücken. Diesmal allerdings stöhnte er auf. Langsam kippte er nach vorn, stützte sich mit beiden Händen ab und schaute nach rechts, denn dort wuchs der Totempfahl mit der Fratze aus dem Boden.

Sie grinste ihn an.

›Komm‹, so lockte sie, ›dies ist deine Welt. Deine neue Welt. Komm schon her…‹

Er richtete sich auf. Den Schmerz im linken Knöchel ignorierte er völlig. Er drehte sich, stand vor dem Totem und merkte erst jetzt, daß der Pfahl ziemlich breit war.

Hinter ihm hatte sich jemand versteckt gehalten. Er löste sich aus der Deckung und trat vor.

Es war Morgan Clusky!

***

Konnte ein Skelettschädel grinsen?

Im Prinzip nicht, doch der Wirt hatte den Eindruck, als würde ihn diese gelbliche Fratze starr angrinsen. Sie sah auch nicht mehr allzu bleich aus, weil das düsterunheimliche Licht aus dem Totempfahl sie ebenfalls erreichte und sie mit einem etwas bunten Schleier überwehte.

Der Colt steckte in der Halfter des Knochen-Cowboys. Clusky war sich seiner Sache sicher.

Noch tat er nichts, starrte den Wirt an, und der wiederum starrte zurück.

McAssig stand da und keuchte. Er hatte den Kopf etwas vorgedrückt, seine Mundwinkel zuckten, Furcht durchtoste ihn und gleichzeitig eine große Neugierde.

Er ging…

Nein, es war mehr ein Schleichen, wobei er den leicht verletzten Fuß noch nachzog.

Nur wenige Schritte benötigte er, um sein Ziel zu erreichen. Wieder spürte er die Botschaft der Fratze. Sie durchflutete sein Gehirn und schaltete seinen eigenen Willen völlig aus.

Der Knochen-Cowboy tat nichts.

Er schaute zu, wie der Wirt die Arme vorstreckte und den Totempfahl umarmte, als wäre dieser seine Geliebte. Plötzlich spürte er die Hitze in seinem Körper aufsteigen.

Es begann in den Zehenspitzen, durchflutete die Füße, die Beine und stieg in seinem Körper hoch, bis sie auch das Gesicht erreichte und es rötete.

Eine Knochenhand legte sich auf seine rechte Schulter. Er gab dem Druck nach und ließ sich herumdrehen, so daß er mit dem Rücken gegen den Pfahl gepreßt wurde.

So blieb er stehen.

Dicht vor sich sah er das Skelett.

Wieder hatte er das Gefühl, angegrinst zu werden. Selbst in den leeren Augenhöhlen schien sich eine Art von Wissen eingenistet zu haben. Er war nicht gefesselt, dennoch kam er nicht mehr los, denn die Fratze oder die Magie des Totems hatte Gewalt über ihn bekommen.

Vor ihm stand Morgan Clusky.

Er schaute zu, tat nichts, bewegte sich nicht, aber er bekam mit, wie sehr McAssig litt, als der Wirt von dem unheimlichen Totem regelrecht verschlungen wurde.

Der lautlose, fürchterliche Tod hatte zugeschlagen…

***

Mein plötzliches Einschlafen war wie ein tiefes Absacken gewesen.

Als wäre ich in einen Stollen gefallen, der kein Ende besaß und mich

noch weiter hineinzog.

Tief in die Erde, in eine andere Welt. In das Reich der Düsternis, des Schlafes, der Schatten.

Ich fiel, fiel – und erwachte!

Auch dieses Erwachen sah ich als unnatürlich an. So schnell und plötzlich, daß ich zunächst darüber nachdenken mußte, wo ich mich überhaupt befand.

Die Blutleere in meinem Gehirn sorgte für wenig klare Gedanken.

Mich überlief ein Schauer, und ich hatte das Gefühl, auf einer fremden Insel zu liegen.

Sekunden dehnten sich in die Länge. Ich mußte erst einmal zu mir selbst finden. Allmählich durchbrachen die Gedanken die unsichtbare Mauer, so daß ich mich wieder mit meiner normalen Umgebung beschäftigen konnte. Nicht mein Schlafzimmer in London, auch das nicht meiner Eltern, ein fremder Raum, in dem die Luft sich nicht bewegte.

Das Skelett, das Hotel, der Wirt…

Auf einmal fielen mir all diese Dinge wieder ein. Über meine Lippen drang ein Seufzen.

Ich drehte mich herum, richtete mich auf und blieb erst einmal sitzen.

Meine angewinkelten Zeigefinger hielt ich gegen die Augäpfel gepreßt. In der Kehle hing der Kloß. Um ihn wegzubekommen, mußte ich mich räuspern.

Tief atmete ich aus. Frischer Schweiß klebte auf meinem Gesicht.

Die Luft im Raum war kaum zu atmen. Ich stand auf und ging zum Fenster.

Zwei Uhr war es mittlerweile geworden. Mehr als zwei Stunden hatte ich wie bewußtlos geschlafen. 120 Minuten, eine Zeitspanne, in der verdammt viel passieren konnte.

War denn etwas passiert?

Bevor ich das Fenster öffnete, ging ich zur Tür und horchte in den Flur hinaus. Nichts war zu hören, kein einziger Laut. Es war grabesstill.

Was hatte mich geweckt?

Ich wußte es nicht. War es vielleicht ein Gefühl gewesen – dieser sechste Sinn?

Ich griff zur Wasserflasche und nahm einen Schluck. Das Zeug war mittlerweile lauwarm geworden, es erfrischte mich nur mäßig.

McAssig hatte im Flur das Licht brennen lassen. Helligkeit und Schatten verteilten sich dabei gleichmäßig.

Ich ließ das Fenster geschlossen und betrat den Flur. Nur meine eigenen Schritte hörte ich. Sie kamen mir überlaut vor. Am Beginn der Stiege blieb ich stehen.

Auch eine Etage tiefer brannte Licht. Ich holte meine Jacke und kletterte nach unten.

Wo McAssig schlief, wußte ich. Zudem stand die Tür so weit offen, daß sie zur Wand einen rechten Winkel bildete. Da ich mich still verhielt, hätte ich eigentlich die Atemgeräusche des Mannes hören müssen.

Es war nicht der Fall.

Mißtrauen schoß in mir hoch. Auf einmal hatte sich die Welt verändert. Gefahr lag in der Luft.

Sehr schnell erreichte ich den Raum – und sah einen Moment später das leere Bett.

Zerwühlt das Laken und halb zurückgeworfen. Das offene Fenster redete ebenfalls eine deutliche Sprache und auch die Jagdflinte, die nahe dem Bett lag.

McAssig jedenfalls hatte sie bei seinem Verschwinden zurückgelassen. Wieder ein Grund für mich zur Beunruhigung. Ich hatte den Mann mittlerweile etwas besser kennengelernt, wußte von seiner übergroßen Ängstlichkeit und ging davon aus, daß es einen Grund für das Zurücklassen des Gewehrs geben mußte.

War er durch das Fenster geklettert? Befand er sich noch im Haus?

Zuerst suchte ich in der unteren Etage nach ihm. Der Schankraum war leer. Die anderen Zimmer ebenfalls, blieb also nur die Möglichkeit, daß er sein Haus verlassen hatte.

Ich schloß die Hintertür auf. Für mich ein Indiz, daß er nicht durch diese Tür gegangen war.

Auf der Schwelle blieb ich stehen.

Der Wind hatte etwas zugenommen. Er wehte mir ins Gesicht und brachte dabei einen Geruch mit, den ich zunächst nicht identifizieren konnte.

Einige Male schnaubte ich, der Geruch setzte sich trotzdem in meinen Schleimhäuten fest. Ich schmeckte ihn auch in der Kehle und wußte plötzlich Bescheid.

Diesen Gestank gab es eigentlich nur, wenn irgend jemand etwas verbrannte.

Hitzewellen stiegen in mir hoch. Ich holte die Lampe hervor und durchleuchtete das Gelände dicht an der Hauswand. Auch die Flecken unter den Fenstern.

Dort fiel mir etwas auf.

Es waren Fußabdrücke. Tief hineingestanzt in den Boden und direkt unterhalb des Schlafzimmerfensters.

Mir war alles klar.

Link McAssig mußte gesprungen sein. Aus welchen Gründen auch immer, ich kam jedenfalls nicht zurecht.

Der Geruch blieb. Ich leuchtete nach links und entdeckte zwei Dinge.

Zum einen ein Loch im relativ weichen Erdreich, als hätte jemand etwas hineingerammt und dann wieder hervorgezogen. Das Loch besaß einen relativ großen Durchmesser, zu vergleichen mit dem Stamm eines Baumes.

Nur einen halben Schritt davon entfernt lag die Quelle des unnatürlichen Geruchs.

Es waren verbrannte Kleidungsstücke…

An einigen Stellen schwelte es noch, so daß sich dünne Rauchfäden absonderten und zitternd in die Dunkelheit stiegen.

Verbrannte Kleidung wäre an sich kein Grund für mich zur Beunruhigung gewesen, wenn ich nicht die Kleidung erkannt hätte. Der Wirt hatte sie getragen.

Dieses Wissen machte mich nicht nur nachdenklich. Es ließ auch Furcht in mir hochschießen. Ich brach einen dünnen Ast ab, leuchtete und stocherte mit dem Astende in der verbrannten Kleidung herum.

Ich suchte Asche, menschliche Asche…

Ich fand sie nicht. Diese Reste, die ich zerrührte, mußten allein von der Kleidung stammen.

Wo befand sich McAssig? Wieso lag nur seine Kleidung vor meinen Füßen? Und was hatte dieses Loch zu bedeuten?

Ich kam mir vor wie eine Person, die von irgendwelchen anderen Leuten an der Nase herumgeführt wird. Nichts stimmte mehr, alles ging den Bach hinab. Hier hatte jemand die Regie übernommen, der sich im Hintergrund hielt.

Mein tiefer Schlaf – war er überhaupt normal gewesen? Oder hatte er möglicherweise andere Ursachen besessen, über die ich noch nichts wußte. Fragen, die mir auf dem Herzen brannten.

Jedenfalls hatte mein Gegner die Regie übernommen und wieder einmal grausam zugeschlagen.

Ich ging davon aus, daß McAssig nicht mehr lebte. Er mußte einen schlimmen Tod gestorben sein, falls ihm nicht noch etwas anderes widerfahren war.

Um sicherzugehen, suchte ich einen größeren Teil der Umgebung ab, ohne allerdings etwas zu finden.

Keine Spuren mehr – gar nichts.

Nach einer halben Stunde kehrte ich in die Gastwirtschaft zurück.

Aus der Kühlung holte ich eine Flasche Wasser, trank sie leer und rauchte dabei.

Ich dachte weiter nach, nur wollte mir keine Lösung einfallen. Tatsache war nur, daß es McAssig wahrscheinlich nicht mehr gab und er einem alten Fluch zum Opfer gefallen war, den ein lebendes Skelett mitgebracht hatte. Eine Person, die aus der Neuen Welt vor oder mehr Jahren in seine alte Heimat zurückgekehrt war, um hier schreckliche Untaten zu begehen. Wer stand als nächster auf der Liste?

Normalerweise hätte es mich erwischen müssen, aber daran wollte ich nicht so recht glauben. Morgan Clusky hätte mich längst im Schlaf umbringen können.

Vielleicht war es das Kreuz, das ihn abhielt? Zusätzlich stellte sich mir noch die Frage, ob ich hier bleiben oder nach Tweedsmuir fahren sollte?

Ich entschloß mich zu einem letzten Rundgang, durchsuchte das gesamte Haus und ließ auch den feuchten Lagerkeller nicht aus.

Von McAssig fand ich keine Spur.

Ziemlich sauer und gleichzeitig wütend kehrte ich zum Rover zurück. Es hatte keinen Sinn mehr, den Rest der Nacht im Haus zu verbringen. Mein Gefühl sagte mir, daß Morgan Clusky seine »Aufgabe« zunächst einmal erledigt hatte.

Stellte sich die Frage, wen er sich als nächsten vornehmen würde.

Als ich in Tweedsmuir einrollte, verging nicht mehr viel Zeit bis zur Morgendämmerung. Der Ort schlief noch. Auch in den Webereien begann die Frühschicht erst in einer Stunde.

Müde fühlte ich mich nicht, nur hungrig. In der Nähe einer Bäckerei, der auch ein kleines Café angeschlossen war, parkte ich den Wagen und stellte den Sitz zurück.

In der ersten Etage brannte schon Licht. Die Backstube lag hinter dem Haus, man mußte durch eine Einfahrt fahren. Frisches Brot und Kaffee, das wäre jetzt ein Genuß gewesen.

Während der Ort erwachte, dämmerte ich noch einmal vor mich hin.

Ein fester Schlaf wurde es nicht. Zu oft weckten mich fremdartige Geräusche. Aus einem Meer von Blut stieg im Osten die Sonne hoch.

Der Himmel brannte in leuchtenden Farben.

Auch ich verließ meinen Wagen, schabte über den Bart und sah zu, daß ich in die Bäckerei kam, wo die ersten frischen Brote ausgetragen wurden. Man schaute mich erstaunt an, als ich meinen Wunsch vortrug. Schließlich konnte ich in der Backstube etwas essen. Kaffee bekam ich ebenfalls. Die Bäckerin persönlich kochte ihn.

Der Konstabler schien dichtgehalten zu haben. Jedenfalls erzählten die Einheimischen nichts über den toten Charly. Ich fragte, wann Bantham denn in seiner Dienststelle saß.

»Das kann dauern«, erwiderte die Bäckersfrau und packte Weißbrot in einen Korb.

»Wo wohnt er denn?«

»Zwei Häuser neben der Station.«

»Danke.«

»Was wollen Sie denn von ihm?« Jetzt schlug bei ihr die Neugierde voll durch.

»Er ist ein Kollege. Nur guten Tag sagen.«

Sie staunte mich an. »Dann sind Sie auch Polizist?«

»So ist es.« Ich wollte zahlen, doch von einem Polizisten nahm sie kein Geld. Deshalb bedankte ich mich und machte mich wieder auf den Weg. Den Wagen stellte ich vor der Polizeistation ab. Sie war in einem kleinen Haus untergebracht, dessen graue Mauern von Efeu wie ein Pelz überwuchert waren.

Hinter den Fenstern brannte kein Licht. Es war noch abgeschlossen.

Als ich an der Haustür schellte, streckte in der ersten Etage Konstabler Bantham seinen Kopf aus dem Fenster. Rasierschaum bedeckte wie Schnee die untere Gesichtshälfte.

»Sie sind es? Ist alles in Ordnung?«

»Nein.«

Er zögerte einen Moment mit der Antwort. »Kommen Sie hoch, bitte.«

»Ich warte hier auf Sie.«

»Gut, ich bin so rasch wie möglich unten.«

Es dauerte nicht einmal fünf Minuten, bis er kam. Sein Gesicht zeigte einen verwunderten Ausdruck. »Was ist denn passiert? Vielleicht etwas mit McAssig?«

»Ja, wir müssen beide davon ausgehen, daß der Wirt nicht mehr am Leben ist.«

Er trat zurück. »Das ist doch…«

»Tut mir leid, Kollege, aber ich kann Ihnen auch nichts anderes sagen. Kommen Sie in Ihre Dienststelle. Da können wir alles weitere bereden.«

Auf dem Weg stellte er seine Fragen. Ich gab ihm die Antworten sehr knapp.

Sein Büro war klein. Ein Aktenschrank, alte Steckbriefe an den Wänden, die vorsintflutliche Schreibmaschine, die braunen Brandflecken auf den beiden sich gegenüberstehenden Schreibtischen und auch die zwei Telefone, die sehr wichtig waren.

»Darf ich mal?« fragte ich, als ich den Hörer schon in der Hand hielt.

»Selbstverständlich.«

Ich wählte London an und die Privatnummer meines Freundes und Kollegen Suko.

Verschlafen und gähnend sprach Suko seinen Namen aus.

»Werde mal wach, Alter«, sagte ich zur Begrüßung.

»Nein, das gibt es nicht. Bist du schon in London?«

»Noch einige hundert Meilen davon entfernt.«

»Aber du wolltest doch…«

»Mir ist etwas dazwischengekommen.«

Suko hatte am Klang meiner Stimme erkannt, daß es mir sehr ernst war. »Okay«, sagte er, »ich höre.«

Ich ließ mir Zeit für einen genauen Bericht. Suko konnte keinen Kommentar abgeben, er stellte nur eine Frage: »Willst du den Fall

allein durchziehen?«

»Es sieht so aus.«

»Kannst du ungefähr sagen, wann du wieder in London bist?«

»Nein. Ich hoffe natürlich, daß es nicht länger als zwei Tage dauert. Wie gesagt, das sind Spekulationen.«

»Natürlich.«

»Jedenfalls gebe ich dir Bescheid, sobald sich hier etwas getan hat. Und grüße die anderen.«

»Mach' ich. Gib auf dich acht, alter Junge.«

»Immer.«

Konstabler Bantham hatte zugehört und fragte: »War das ein Kollege von Ihnen?«

»Ja.«

Er zündete sich eine Pfeife an, die er zuvor mit sehr gelassenen Bewegungen gestopft hatte. »Mr. Sinclair, Sie können sich voll und ganz auf mich verlassen. Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen zu helfen.«

»Das finde ich gut. Fangen wir mit dem toten Charly an. Haben Sie da schon etwas unternommen?«

»Ja, ich gab seiner Mutter Bescheid.« Er paffte zwei Wolken. »Die Frau hat einen Schock erlitten und ist jetzt noch nicht ansprechbar. Jedenfalls wird es nicht einfach sein, das Skelett zu finden.«

»Das meine ich auch.«

Er beugte sich vor. »Wissen Sie, wo Sie anfangen wollen zu suchen?«

»Leider nicht.«

»Das habe ich mir gedacht. Obwohl sich um die Gestalt des Morgan Clusky zahlreiche Legenden ranken, sehe ich ehrlich gesagt, auch keine Spur. Ich tappe im Finstern.«

Da tappten wir den gesamten Tag über und auch noch am nächsten. Keine Spur von diesem verdammten Skelett. Der Erdboden schien es wieder verschluckt zu haben.

Am Nachmittag des zweiten Tages telefonierte ich wieder mit London, gestand meine Niederlage ein und erklärte, daß ich mich in einer Stunde auf den Weg machen würde. Ich wollte zwischendurch übernachten, um einigermaßen ausgeruht einzutreffen. Von Suko erfuhr ich, daß meine Eltern angerufen hatten.

»Was hast du denn gesagt?«

»Daß du im Moment unterwegs bist.«

»Klasse.« Ich rief sie noch in der gleichen Minute an und erklärte ihnen, daß ich London erreicht hatte. Dann hieß es für mich Abschied nehmen.

Konstabler Bantham begleitete mich zum Wagen. Er versprach, mich sofort zu informieren, falls sich etwas veränderte oder das killende Skelett wieder auftauchte.

Damit war ich sehr einverstanden.
Mit einem schlechten Gefühl und wütend sowie sauer, nahm ich die Fahrt nach London wieder auf…

***

Es war um die Mittagszeit, als mich der Moloch London schluckte.
Das im wahrsten Sinne des Wortes, denn die Stadt lag unter einer sommerlichen Hitzeglocke.
In Schottland war es ebenfalls sehr warm gewesen, in London jedoch kamen noch die Abgase zahlreicher Autos hinzu. Da auch hier kaum Wind wehte, lag über der Stadt eine Dunstglocke, die auch von der Sonne nicht durchbrochen werden konnte.
Ich war aus Richtung Norden in London eingefahren. Kurz vor der City geriet ich in den Stau. Über Autotelefon rief ich beim Yard an. Glenda Perkins hob ab.
»John!« jubelte sie in die Leitung. »Bist du noch unterwegs oder schon in…«
»Ich bin schon in der Stadt.«
»Toll.«
»Die Kaffeemaschine kannst du schon einstellen. Es dauert höchstens noch eine halbe Stunde.«
»Okay.«
Leider irrte ich mich. 45 Minuten war ich noch unterwegs, bevor ich den Rover abstellen konnte. Mit müden Knochen verließ ich den Wagen, reckte mich und ging zunächst einmal duschen.
Wir hatten einige Gemeinschaftsduschen. Ich war der einzige unter den Wasserstrahlen. Erfrischt zog ich auch andere Kleidung an und brachte den Koffer wieder zum Auto.
»Ach, der verlorene Sohn ist da!« rief Glenda, als ich die Tür zum Vorzimmer geöffnet hatte.
Sie saß auf dem Drehstuhl und kam mir so frisch vor wie der junge Frühling. Der enge, relativ kurze, gelbe Rock ließ einiges von ihren sonnenbraunen Schenkeln sehen. Ein weißes Top mit gelben Tupfen stand ihr ebenfalls ausgezeichnet. Es bildete einen Kontrast zu den herrlichen, schwarzen Haaren, die sie wegen der Wärme hochgesteckt und mit gelben Spangen verziert hatte.
Ich schnupperte. »Ah, er riecht schon.«
»Du denkst auch nur an den Kaffee, wie?«
»Auch.« Ich beugte mich über sie und begrüßte sie mit zwei Küssen auf die Wangen.
Daß Suko die Tür zu unserem Büro geöffnet hatte, war mir entgangen. Dafür hörte ich sein Räuspern und seinen Kommentar.
»Das Schäkern scheinst du in Schottland nicht verlernt zu haben.«
»Neidisch?« fragte ich.

»Nein.«
»Das ist aber kein Kompliment für mich«, meldete sich Glenda.
»Also wirklich.«
»Du hast dich ja für John entschieden.«
»Das ist nicht so sicher.«
Ich zwinkerte ihr zu. »Sag mir aber früh genug Bescheid, wenn du es dir anders überlegt hast.« Ich wußte, wo meine Tasse stand und nahm sie aus dem Schrank.
Mit ihr in der rechten Hand, betrat ich das Büro, wo Suko bereits gespannt auf mich wartete. Ich ließ mich nieder, nahm die ersten beiden Schlucke und nickte ihm zu.
»Pech auf der ganzen Linie?« fragte er.
»Und wie.«
»Also eine Niederlage?«
»Das kann man sagen.« Ich lehnte mich zurück und machte die Beine lang. »Man hat mich geleimt. Diesmal war der andere stärker.« Ich schüttelte den Kopf. »Fassen kann ich das noch immer nicht. Ein Skelett, das aussieht wie ein fleischloser Revolvermann aus dem Wilden Westen erscheint plötzlich und dreht durch.«
»Im Prinzip eine leichte Sache.«
»Richtig, Suko, das dachte ich auch. Nur war dann alles anders. Nichts Leichtes mehr. Wo ich auch hinfaßte, ich griff ins Leere. Keine Spur von dieser Gestalt. Zwei Morde hat sie auf dem Gewissen. Einen Toten habe ich selbst gefunden. Der Wirt, von dem ich dir berichtet habe, ist wahrscheinlich ebenfalls tot. Ausgerechnet ich habe dabei wie ein Toter geschlafen. Das kann ich mir kaum verzeihen.«
»War der Schlaf normal?«
Ich blickte meinen Freund und Kollegen nachdenklich an. »Eine gute Frage, Suko, auf die ich dir leider keine Antwort geben kann. Du denkst an eine magische Aura oder ähnliches?«
»Genau.«
»Das kann sein. Ich fühlte mich urplötzlich total kaputt. Aber was willst du machen? Passiert ist passiert, ich bin der große Verlierer in diesem Rennen.«
»Nun ja, das müssen wir erst mal sehen.«
»Doch, Suko, daran gibt es nichts zu rütteln. Ich habe versagt. Dieses Skelett ist mir zuvorgekommen. Es hat zugeschlagen und sich zurückgezogen. Es wird wieder zuschlagen, glaube mir.« Ich streckte ihm meinen Finger entgegen. »Nur mit diesem Wissen zu leben, das ist es, was mich so bedrückt und fertigmacht.«
»Das heißt, wir können erst eingreifen, wenn der nächste Mord oder die nächste Tat geschehen ist.«
»So sehe ich das auch. Dann ab nach Tweedsmuir, wo wir zwei Tage umsonst herumirren, ohne auch nur etwas herausbekommen zu

haben. Kein Skelett, einfach nichts.«
Suko war ja von mir eingeweiht worden und kam wieder auf die verbrannte Kleidung zu sprechen. »Hast du dafür eigentlich eine Erklärung, John?«
»Nein.«
»Wie kann sie denn zerstört worden sein? Durch Feuer?«
»Das ist möglich, muß aber nicht sein. Vielleicht auch durch Magie. Wer kann schon wissen, zu welchen Taten dieses Skelett noch fähig ist und welch eine Macht hinter ihm steckt.«
»Das sehe ich ein.«
Ich hatte meine Tasse geleert und wollte mir eine zweite holen, als Glenda mit der Kanne das Büro betrat. »Hat Suko dir denn schon von seinem neuen Wagen vorgeschwärmt, John?«
»Nein, nicht mehr. Hast du ihn jetzt endlich und so?«
Mein Freund strahlte übers ganze Gesicht. »Ja, John, ich habe ihn.«
»Wo steht er?«
»Nicht hier. In der Garage bei uns.«
»Okay, dann werde ich ihn ja heute noch zu Gesicht bekommen. BMW 535i in der Farbe diamantschwarz. Stimmt's?«
»Genau.«
»Was bringt der denn?«
»Sehr viel. Ich muß ihn erst noch einfahren. Jedenfalls beschleunigt er sehr gut. Das ist eine wesentliche Verbesserung beim Überholen.«
»Ich habe jetzt auch bei einem Preisausschreiben mitgemacht, wo man einen Wagen gewinnen kann«, erklärte Glenda.
»Einen Kinderwagen?« fragte ich grinsend.
»Ja, für dich, John. Wir pferchen dich da hinein, setzen dir eine Strickmütze auf und schieben dir einen Schnuller zwischen die Zähne. Das sieht super aus.«
Ich schaute Suko an. »Hilf mir mal.«
»Wer so etwas sagt«, konterte er, »gehört wirklich in einen Kinderwagen.«
Ich nickte. »Das hat man nun davon, wenn man sich in Schottland herumtreibt, nach Dämonen jagt, einen Vampir gestellt hat und…«
»War das nicht dein Vater?« fragte Glenda.
»Auch.« Ich machte wieder die Beine lang. »Gewissermaßen eine sinclairsche Gemeinschaftsarbeit.«
»Dein alter Herr könnte uns noch unterstützen, wie?«
»Klar, Suko. Fragt sich nur, was meine Mutter dazu sagen würde. Das gäbe fast noch eine Scheidung.«
»Übrigens«, sagte Glenda, »du solltest dich mal wieder bei den Conollys blicken lassen. Jane und Lady Sarah haben auch Sehnsucht nach dir. Sie fragten, ob du noch lebst.«
»Nur mehr versuchsweise«, erwiderte ich. »Nach dieser verdammten

Niederlage steht es mir bis zum Hals.«
Suko hob die Schultern. »Ich weiß, John, der Trost klingt dünn, aber nimm es nicht so tragisch.«
»Mal sehen.«
Glenda verließ uns wieder. Sie hatte noch einiges zu tun. »Und wie sieht es hier aus?« fragte ich, die Akten auf meinem Schreibtisch wohlweislich übersehend. »Haben sich die Schwarzblütler gemeldet?«
»Die legen wohl eine Sommerpause ein.«
Ich bekam große Augen. »Gar nichts?«
Suko hob die Schultern. »Wenigstens nichts Greifbares. Aber es liegt etwas in der Luft, das spüre ich.«
»Ein Gewitter am Abend.«
»Das könnte auch sein. Nur meine ich das nicht. Die Polizei hat Probleme mit Raubüberfällen und sogar Morden.«
»Nicht unser Bier.«
»Es sieht für die Kollegen alles sehr motivlos aus. Chiefinspektor Tanner hat schon nachgefragt, ob wir uns um die Dinge kümmern könnten. Ich habe keine konkrete Antwort gegeben und wollte auf dich warten. Außerdem hat er heute morgen erst angerufen.«
Ich nickte. »Ehrlich gesagt, meine Nase ist gestrichen voll. Ich werde gleich nach Hause fahren und mich in die Bude einschließen.«
»Nur kein Selbstmitleid.«
»So sehe ich das auch nicht. Ich bin nur müde. Noch etwas, Suko. Wie hat Sir James auf mein Versagen reagiert?«
»Er nahm es zur Kenntnis.«
»Nicht mehr?«
»Nein. Keine weiteren Kommentare. Du brauchst ihm auch keinen Bericht zu geben, er ist nicht da.«
»Wie schön.« Ich gähnte und reckte mich. »Selbst Glendas Kaffee hat mich kaum munterer gemacht. Die lange Autofahrt steckt mir noch in den Knochen.«
»Willst du nicht jetzt schon fahren?«
»Am liebsten ja.«
»Dann kannst du auch früher meinen Wagen besichtigen.« Suko lächelte stillvergnügt vor sich hin.
Ich stand auf. »All right, Junge, ich tu dir den Gefallen. Kannst du dich denn noch dazu überwinden, in den alten Dienstrover zu klettern?«
»Zur Not, John.«
»Gut, dann sehe ich das als Notfall an.«
Glenda ahnte schon etwas, als wir bei ihr im Vorzimmer erschienen. »Ah, Suko kann es nicht erwarten, dir den neuen Schlitten zu zeigen.«
»Genau.«
»Dann wünsche ich euch viel Spaß.«

»Danke.«
»Und fahrt nicht zu schnell. Der bringt es fertig und hebt hinterher noch ab.«
»Keine Sorge«, beruhigte Suko sie. »Im Heck befindet sich ein eingebauter Fallschirm, der sich auf Knopfdruck löst.«
Wir winkten Glenda zu und verließen den Bau. Vom Londoner Stoßverkehr hatte ich eigentlich die Nase gestrichen voll, aber jetzt mischte ich wieder mit, gezwungenermaßen.
Suko saß stillvergnügt neben mir. Klar, er war stolz auf seinen Preis. Vom normalen Gehalt hätte er einen derartigen Wagen nicht bezahlen können. »Ist der auch mit einer Alarmanlage gesichert?«
»Ja, die habe ich mir einbauen lassen.«
»Das brauchst du auch. BMWs stehen auf der Klauliste ganz oben, wie ich hörte.«
Trotz des dichten Verkehrs schafften wir es schließlich, unser Ziel zu erreichen.
Das Haus, in dem wir beide unsere Apartments besaßen, war mit einer Tiefgarage ausgerüstet. Mieter besaßen einen Schlüssel. Er mußte in den Spalt einer Säule gesteckt werden, damit sich das große Gittertor an der Zufahrt hob.
Wir schauten zu, wie es nach oben glitt. Dann ließ ich den Rover in den unterirdischen Komplex hineinrollen.
»Steht der Wagen dort, wo früher deine Harley geparkt hat?«
»Genau.«
Den Weg hätte ich mit verbundenen Augen gefunden, ohne dabei gegen eine Säule zu fahren. Unsere Stellplätze befanden sich nicht weit vom Fahrstuhl entfernt.
Eine letzte Rechtskurve, der Rover rollte in die Lücke. Ich schaltete den Motor aus und sah, daß Suko nach rechts schielte, denn dort stand der BMW.
Ich tat so, als hätte ich ihn noch nicht gesehen, konnte mir beim Aussteigen ein Grinsen nicht verkneifen.
»So!« sprach Suko über das Autodach des Rovers hinweg. »Da ist er! Keine Einbildung, er ist echt!«
Ich umrundete meinen Rover an der Rückseite und blieb neben dem BMW stehen.
Er war wirklich ein Geschoß. Erotik in Blech, dazu matt und metallic schimmernd. Selbst die dunkle Farbe gefiel mir. Die hellen Speichenräder bildeten dazu einen harten Kontrast.
»Und alles bleifrei«, sagte Suko, »mit Katalysator.«
»Stark, wirklich.«
Suko freute sich über meinen Kommentar und auch über mein Nicken. Er holte den Wagenschlüssel aus der Tasche, warf ihn in die Luft, fing ihn wieder auf und fragte: »Willst du dich mal hinter das

Lenkrad setzen?«

»Logo.«

Natürlich besaß der Wagen eine Zentralverriegelung. Ich tauchte hinter das Lenkrad.

Es war ein Genuß, die schwarzen Ledersitze zu erleben. Natürlich ließen sie sich elektrisch verstellen, wie auch das Schiebedach und die Fenster. Das gehörte dazu.

»Nur die Klimaanlage fehlt – oder?«

»Ja, darauf habe ich verzichtet.«

»Du hättest sie aus eigener Tasche finanzieren müssen.«

»Richtig. Außerdem habe ich das Schiebedach.« Suko beugte sich in das Fahrzeug. »Willst du den Motor einmal anlassen und vielleicht eine Probefahrt…«

Ich lachte. »Keine Probefahrt, Suko. Ich habe heute lange genug im Wagen gesessen.«

»Aber das ist etwas anderes.«

»Wirklich nicht. Aber anlassen kann ich ihn, wenn es dich beruhigt.« Er reichte mir den Schlüssel. Ich schaute ihn an und schob ihn in das Zündschloß.

Der BMW kam sofort. Nicht laut oder brüllend wie manche Motorräder, nein, etwas gedämpft, leicht grummelnd, unterkühlt. Ein irrer Sound.

Der Fahrer – also ich – sollte merken, welch eine Kraft schon beim Anlassen in diesem Wagen steckte. Über 200 PS wollten schließlich gebändigt werden.

Ich schaltete den Motor wieder aus und stieg aus. »Das ist schon eine Sache, Suko«, gab ich zu. »Der Ofen ist heiß.«

»Der kocht sogar.«

Suko mußte unwahrscheinlich begeistert sein, wenn er derartige Kommentare von sich gab. So auf ein Fahrzeug abgefahren war er noch nie. Ich gönnte es ihm.

Suko war ein Motorrad-Freak gewesen. Oder immer noch, ich wußte es nicht so genau. Doch es war nicht gerade ratsam, im kalten Winter mit der Maschine zu fahren. So hatte er nach dem Abtauchen seiner Harley in die Hexenwelt eigentlich nie ernsthaft in Erwägung gezogen, sich einen neuen Feuerstuhl zu kaufen.

»Woran denkst du, John?«

Ich lächelte. »Mir geht gerade einiges durch den Kopf. Im Prinzip beschäftigen sich meine Gedanken mit einem anderen Fortbewegungsmittel, dem Zweirad.«

Suko fing den Wagenschlüssel auf, den ich ihm zuwarf, und nickte dann in meine Richtung. »Das ist in der Tat ein Problem.«

»Wieso?«

Er hob die Schultern. »Meine alte Liebe gilt noch immer dem

Zweirad. Jetzt wo ich den BMW gewonnen habe…«
»Brauchst du den Feuerstuhl nicht mehr – oder?«
Mein Freund verzog das Gesicht, als hätte er pures Zitronenwasser getrunken. »Das will ich nicht so sagen, John. Die Deutschen stellen hervorragende Maschinen her.«
»Auch BMW!«
»Eben.«
Ich räusperte mich. »Die Idee ist gar nicht schlecht. Du gewinnst den ersten Preis, brauchst für den Wagen keinen Penny zu zahlen und kannst dir zusätzlich noch eine Maschine leisten.«
»Daran habe ich gedacht«, gab Suko etwas verlegen zu und strich über den Lack des Autodachs.
»Du mußt es wissen.«
Unser Gespräch wurde unterbrochen. Gleich mehrere Wagen rollten hintereinander in die Garage und wurden von ihren Fahrern auf die entsprechenden Abstellplätze gelenkt. Mit dem Lift ließen sich die Männer in die Höhe schießen.
Ich wußte, daß Suko noch etwas auf dem Herzen hatte, sonst wäre er längst nach oben gefahren, denn die Luft in der Tiefgarage ist nicht das Wahre.
»Was ist denn?«
»Weißt du, John, ich würde ja gern mit dir eine Probefahrt machen. Nur mal kurz.«
»Bei dem Verkehr?«
»Du kannst auch fahren.«
»Okay.« Ich nickte. »Fahren wir.« Ich wollte Suko auf keinen Fall enttäuschen. Er hatte sich wirklich wie wahnsinnig auf das neue Auto gefreut und immer wieder davon gesprochen. Zudem hatte er es kaum erwarten können, bis der Renner geliefert wurde. Jetzt war er eben glücklich.
Ich saß neben ihm und stellte mir den Sitz ein. Er fuhr nach hinten, ich konnte meine langen Beine ausstrecken.
»Bequem, John?«
»Und wie.«
Der Motor lief schon. Suko legte den Rückwärtsgang ein, und der Wagen rollte an.
»Weißt du, an was ich jetzt denke?« fragte er mit leiser Stimme.
»Nein.«
»Daran, daß Shao auch ihre Freude an diesem neuen Wagen gehabt hätte«, sagte er leise.
»Das ist durchaus möglich. Ich bin auch sicher, daß Shao ihn mal zu Gesicht bekommt.«
»Das hoffe ich auch.« Suko war mittlerweile aus der Parklücke gerollt und hatte das Lenkrad eingeschlagen, so daß wir jetzt Kurs auf die

Ausfahrt nehmen konnten.

Sehr breite Reifen rollten schmatzend über den grauen Belag. Ich fühlte mich wohl. Das Tor glitt hoch, wir huschten unter dem Gitter hinweg. Suko hatte nur einmal kurz auf das Gaspedal gedrückt, da bekam der Wagen schon Fahrt.

Die Kraft, die unter der Haube steckte, erschien mir schon fast beängstigend. Wer ein solches Geschoß auf vier Rädern fuhr, der brauchte ein hohes Maß an Verantwortungsgefühl, das ich meinem Freund durchaus zugestand. Londons Oberwelt schluckte uns und damit auch der Verkehr. Suko bewies mir, wie leicht sich das Fahrzeug lenken ließ. Manchmal konnte er beschleunigen, da merkte ich wieder, was unter der Haube steckte.

In Höhe des Hyde Parks wechselten wir. Es war auch für mich ein irres Gefühl, hinter dem Lenkrad zu sitzen. Es war klein und sehr handlich. »Je schneller du fährst«, sagte Suko, »um so direkter wird der Kontakt zur Fahrbahn. Das ist nur einer der zahlreichen Tricks, die noch im Wagen verborgen sind.«

»Nicht schlecht.«

Ich kam sehr schnell mit der diamantschwarzen Rakete zurecht.

Der Wagen gehorchte willig, er ließ sich beherrschen und beherrschte nicht den Fahrer, was äußerst wichtig war.

Selbst die durch Jaguar, Rolls und Bentley verwöhnten Londoner warfen dem schwarzglänzenden Raubtier auf vier Rädern hin und wieder anerkennende Blicke zu.

»Auf den Motorway fahren wir dann später«, sagte ich, als ich mich wieder dem Rand von Soho näherte, wo wir beide wohnten.

»Klar doch.«

»Jetzt braucht eigentlich nur noch einer einen neuen Wagen«, spann ich den Faden weiter.

»Du!«

»Nein, an mich habe ich nicht gedacht. Es gibt da jemand in Deutschland, der einen uralten Manta fährt und schon seit Jahren dabei ist, sich ein neues Fahrzeug zuzulegen.«

»Ach, Will Mallmann.«

»Sehr richtig.«

Suko rieb seine Hände. »Mit ihm habe ich sofort telefoniert, als der Wagen geliefert wurde.«

»Und?«

»Na ja…« Suko hob etwas verlegen die Schultern. »Er hat mir dazu gratuliert und auch gesagt, daß er sich für mich freut.«

Das glaubte ich unserem deutschen Freund sogar. Der Kommissar war nicht neidisch. Er gönnte Suko den Renner, weil er ja selbst irgendwo ein Autonarr war.

»Weiter.«

Suko lachte. »Weißt du es schon?«
»Nein.«
»Will hat sich entschlossen.«
Vor Schreck hätte ich fast auf die Bremse getreten. »Das gibt es doch nicht. Wieso?«
»Ja, er hat sich endlich dazu durchgerungen, sich einen neuen Wagen zuzulegen.«
»Und was für einen?«
»Will bleibt der Automarke treu.«
»Aber keinen Manta.«
»Nein, einen Kadett.«
»Ist der nicht kleiner?«
»Sicher, nur will er die Super-Version haben. Den GSi.«
Ich nickte. Gehört hatte ich schon von diesem Wagen und auch über ihn in einer Autozeitschrift gelesen. »Das ist in der Tat ein Hammer. Dazu kann man ihm gratulieren.«
»Habe ich ihm auch gesagt.«
Ich ließ den BMW in die langgestreckte Kurve der Einfahrt hineinrollen. Wieder mußte ich den Schlüssel nehmen, um das Gittertor hochfahren zu lassen.
Das düstere Viereck lag vor uns wie ein gewaltiges Maul, in das die beiden Strahlen der Scheinwerfer hineinstachen und blaßbleich über den Betonboden glitten.
In der Zwischenzeit hatte sich die Garage fast gefüllt. Die meisten Menschen waren von der Arbeit nach Hause gekommen. Ihre Automobile standen in den Parktaschen.
Es roch nach Abgasen, nach Öl, die Luft war stickig und ungesund. Das war eben die Tragik dieser Tiefgaragen. Man bekam sie eigentlich nie richtig sauber. Ich fuhr Sukos neue Errungenschaft in die Parklücke neben dem Rover, der gegen den neuen BMW natürlich schwach aussah.
Als ich den Motor abgestellt hatte, überreichte ich meinem Freund wieder den Zündschlüssel. Dabei hatte sich ein feines Lächeln auf meine Lippen gelegt.
»Was sagst du, John?«
»Top.«
»Klasse.« Er schlug mir auf die Schulter. »Ich hatte schon angenommen, daß du…«
»Nein«, unterbrach ich ihn. »Ich bin ehrlich. Das Fahren mit diesem Auto hat mir selbst im Londoner Verkehr Vergnügen bereitet. Nochmals, Gratulation.«
»Danke.« Suko stieg zuerst aus. Er schlug mit der flachen Hand leicht auf das Autodach. »Ich hoffe nur, daß er lange leben wird. Unfallfrei, wenn es geht.«

»Und denke an die Alarmanlage.«
Er nickte. »Die brauche ich auch.« Dann wechselte er das Thema.
»Was machen wir mit dem angebrochenen Abend. Trinken wir irgendwo einen Schluck oder…«
»Hattest du denn etwas vor?«
»Nein. Ich dachte nur, daß wir versuchen sollten, über den letzten Fall zu reden.«
Ich winkte ab. »Was bringt das? Man hat mich geleimt, ich habe den kürzeren gezogen.«
»Du gibst wirklich so einfach auf?«
Ich schaute zu Boden. »Sag mir, was ich machen soll? Wieder hoch nach Tweedsmuir fahren?«
»Wäre nicht schlecht. Ich könnte den BMW einfahren.«
Mein Lachen klang ihm über das Wagendach hinweg entgegen.
»Daher also weht der Wind.«
»Unter anderem«, gab Suko zu. »Weißt du, ich mag es einfach nicht, daß wir so verlieren. Wenn es der Teufel persönlich gewesen wäre oder ein anderer mächtiger Dämon, aber was dir da begegnet ist, das war nur mehr ein Skelett.«
»Stimmt.«
»Mehr sagst du nicht dazu?«
»Suko, ich weiß nicht, welche Kraft hinter diesem komischen Knochen-Cowboy steckt. Der war in den Staaten, muß dort ein einschneidendes Erlebnis gehabt haben und ist wieder…«
Ich sprach nicht mehr weiter, denn ich hatte Sukos Gesichtsausdruck bemerkt. Mein Freund sah aus, als würde er mir nicht zuhören. Er blickte an mir vorbei.
»Was hast du?«
»Dreh dich mal um, John«, flüsterte er. »Das… das gibt es doch nicht. Dreh dich um!«
Ich tat es.
Auf einmal wurde mir die Kehle trocken, als ich erkannte, was da zwischen den geparkten Wagen auf der Zufahrt stand.
Es war ein Totempfahl!
Das erkannte ich mit einem Blick. Er war aus dem Nichts erschienen und bestätigte mir einen Anblick, den ich eigentlich bisher nur von Bildern kannte.
In früheren Zeiten war die Stelle, wo der Totempfahl stand, für die Indianer ein Ort mit Magie, der Geister. Um ihn herum wurde getanzt, der stand unter der Macht des Medizinmannes oder umgekehrt. Da beschwor man die Mächte aus dem Jenseits, damit die dem Guten wohlgesonnen wurden.
Es gab die unterschiedlichsten Pfähle. Manche schlicht, andere wiederum bemalt mit geheimnisvollen Zeichen oder Figuren. Oftmals

grellbunt, manchmal auch blasser.
Dieser Totempfahl war etwas Besonderes. Im oberen und unteren Drittel dunkel, aber in der Mitte zeichnete sich etwas ab. Leider stand ich zu weit entfernt, um Genaueres erkennen zu können, so sah ich in der Pfahlmitte nur den aus unterschiedlichen Farben bestehenden Fleck. Die Farben besaßen einen düsteren Grundton. Sie schoben sich ineinander, wie bei dem Kunstwerk eines modernen Malers, ohne daß ich aus meiner Entfernung her ein Motiv hätte erkennen können.
Dazu mußte ich einfach näher heran, denn ich glaubte fest daran, daß dort etwas zu sehen war.
Noch ließ Suko mich nicht gehen. »John, das muß mit deinem Knochen-Cowboy zusammenhängen. Ein Totempfahl hier in London, wie aus dem Nichts erschienen – welche Erklärung willst du sonst dafür geben?«
Ich nickte sehr langsam. »Okay, ich schaue mir das Ding mal aus der Nähe an.«
»Paß aber auf!«
Das verstand sich von selbst. Nicht nur die Beretta holte ich hervor, mein Kreuz ebenfalls. Ich steckte es in die Seitentasche und lief an der rechten Flanke des BMW vorbei.
Schon wenige Schritte reichten mir, um das Bild deutlicher erscheinen zu lassen.
In der Mitte des Totempfahls zeichnete sich tatsächlich ein Motiv ab. Da waren die Farben nicht einfach ineinandergeschoben worden.
Sie bildeten, es war kaum zu fassen – ein Gesicht.
Es gibt die unterschiedlichsten Gesichter. Häßliche, nette, liebe und auch böse.
Wenn überhaupt, dann gehörte das Gesicht im Pfahl zu den bösen.
Auch das war untertrieben. Der Ausdruck Fratze war passender.
Eine widerliche Fratze mit Augen, die aus den Höhlen quollen, einer scharfen Nase und einem breiten Mund. Vor allen Dingen taten es mir die Augen an.
Was sie abstrahlten, war an Boshaftigkeit kaum zu übertreffen. Sie machten mir klar, daß ich es hier mit einem brandgefährlichen Gegner zu tun hatte.
So allerdings hatte ich den Knochen-Cowboy nicht in Erinnerung.
Obwohl es auf den ersten Blick keine Gemeinsamkeiten zwischen ihnen gab, war ich fest davon überzeugt, daß sie zusammenhingen.
Hinter mir sprach Suko. »Willst du noch näher heran?«
»Ja.«
Ich stand während meiner Antwort neben einer Säule, die mir an der linken Seite Deckung gab. Abgase trieben an mir vorbei. Mittlerweile konnte ich den Totempfahl noch deutlicher sehen.
In der Mitte sah ich die Fratze – okay, das war registriert. Doch

darüber zeichnete sich noch etwas ab.

Ein sehr schwaches Gesicht, in dem allein die Augen deutlicher hervortraten.

Und diese Augen kannte ich. Nicht nur sie, das gesamte Gesicht war mir nicht unbekannt.

Es gehörte Link McAssig!

***

Als hätte es jemand mit einer dünnen Farbe auf das Holz gepinselt, so blaß zeichnete es sich vor dem Hintergrund ab. Ich war dermaßen überrascht, daß ich zunächst einmal keinen Kommentar abgeben konnte und mich einzig und allein auf dieses Gesicht über der Fratze konzentrierte. Meine Gedanken glitten zurück in die jüngste Vergangenheit. Ich sah mich wieder in Schottland und an der Rückseite des Pubs, dessen Wirt Link McAssig gewesen war.

Und ich sah die Kleidung vor mir.

Stinkend, verbrannt, noch qualmend. Reste, mehr Asche als Fetzen, aber keinen Menschen.

Dessen Gesicht befand sich jetzt vor mir, eingebettet in diesen Totempfahl, der von einer Kraft beherrscht wurde, dessen Fratze sich unter dem Gesicht abzeichnete.

Ein Namenloser?

Bestimmt nicht. Die Fratze glich eher einer Maske. Und Masken waren oft genug von Medizinmännern während der beschwörenden Tänze getragen worden.

Die Einfahrt war geschlossen. Außer uns hielt sich niemand in der Tiefgarage auf. Ich wußte nicht, weshalb der Totempfahl so plötzlich erschienen war. Möglicherweise hatte ihn Morgan Clusky geschickt. Zwischen den beiden mußte es einfach eine Verbindung geben.

Ich schätzte die Entfernung ab.

Vielleicht sechs Schritte, mehr nicht.

Eine Distanz, die leicht zu überwinden war, wie ich meinte. Aber ich mußte achtgeben.

Ich löste mich aus dem Schutz der Säule. Der erste Schritt, der zweite, dann überschlugen sich die Ereignisse, und mir wurde klar, daß man uns eine Falle gestellt hatte.

Zum Glück war Suko zurückgeblieben. Er besaß noch einen besseren Blickwinkel als ich, und er hatte die Gefahr erkannt.

»Deckung, John!« gellte seine Stimme.

Ich flog zu Boden.

Gleichzeitig krachten die Schüsse!

***

Im Nu verwandelte sich die sonst stille Tiefgarage in ein regelrechtes Inferno. Brutal zerrissen die Echos diese Ruhe. Kugeln pfiffen heran,

flogen mir um die Ohren.

Ich war mit der rechten Schulter aufgeschlagen, rollte mich herum, zog dann die Beine an, stemmte die Hacken gegen den Boden, um für einen Moment Halt zu bekommen.

Dann stieß ich mich ab.

Flach hechtete ich über den Boden. Die Angst hockte mir im Nacken. Ich mußte in eine Lücke zwischen zwei abgestellten Wagen gelangen, um dort einigermaßen sicher zu sein.

Die Kugeln hatten mich bisher noch nicht getroffen. Im Flug sägte ein Geschoß glühend heiß über meine Nackenhaut. Mir war, als hätte mich ein Feuerzeug berührt. Dann schlug ich auf und rutschte genau in die Lücke hinein.

Dicht neben mir hämmerte ein weiteres Geschoß mit einem singenden Geräusch in das Blech eines Kotflügels. Auf allen vieren kroch ich weiter, richtete mich am Heck des Wagens so weit auf, daß ich geduckt stehen und über das Dach hinwegpeilen konnte.

Es wurde nicht mehr geschossen. Nur die Echos wetterten noch zwischen den kahlen Wänden.

Der Totempfahl war verschwunden.

Auch den Schützen konnte ich nicht entdecken, aber ich wußte auch so, wer da auf mich gefeuert hatte.

Morgan Clusky, der Knochen-Cowboy!

Am Klang der Waffe hatte ich es erkannt. Er hatte also mit einer fast gespenstisch anmutenden Zielsicherheit den Weg nach London gefunden, um hier das zu vollenden, was er in Schottland begonnen hatte.

Suko und ich waren nicht zum erstenmal in dieser großen Tiefgarage von dämonischen Wesen attackiert worden. Dieses Hochhaus, in dem wir lebten, stand unter einer ständigen Gefahr, das war uns wieder einmal dokumentiert worden.

Nur Sekunden hatte der Angriff gedauert. Eine blitzschnelle Hölle, die jetzt hinter uns lag. Ich hatte sie fast unbeschadet überstanden, nur im Nacken spürte ich noch immer den Schmerz und merkte auch, daß es warm in meinen Kragen hineinlief und den Rücken hinabrinnen wollte. Blut aus der leichten Streifschußwunde.

Hinter mir erklangen Sukos Schritte. Ich drehte mich um, mein Partner war schon bei mir.

»Verdammt, John, der hätte dich abgeschossen wie einen Hasen.«

»Wer?«

Er schaute mich erstaunt an. »Hast du ihn nicht gesehen?«

Ich holte ein Taschentuch hervor und preßte den Stoff auf die Nackenwunde. »Nein.«

»Dein Freund aus Schottland.«

»Das Skelett?«

»Du weißt es ja.« Suko schüttelte den Kopf. »Verdammt, du hattest recht! Das war ein Knochen-Cowboy. Ein Skelett in Western-Kleidung und bewaffnet mit einem schweren Colt.«

»Der kann auch schießen. Ich habe ihn erlebt, da hat er nicht vorbeigeschossen.«

»Du hast eben Glück gehabt.«

Ich deutete gegen die Decke. »Es kann auch an dem trüben Licht gelegen haben.«

»Vielleicht.« Suko hob die Schultern. »Und jetzt sind sie beide verschwunden.«

Ich nahm das Taschentuch vom Nacken weg und schaute es mir an. Das helle Blut klebte im Stoff. »Hast du gesehen, wie sie flohen?«

»Nein, sie waren plötzlich weg.«

»Aufgelöst?«

»Ja, in Luft.« Er lachte hart. »Ein dummes Sprichwort, aber irgendwie trifft es zu.«

Ich gönnte mir noch einen Rundblick und preßte wieder das Tuch gegen die Wunde. »Okay, Suko, hier unten haben wir nichts mehr verloren. Laß uns verschwinden!«

»Außerdem mußt du verarztet werden.«

»Richtig.«

Diesmal störte uns niemand, als wir mit dem Lift in die Höhe fuhren. Suko, der ebenfalls einen Schlüssel zu meiner Wohnung besaß, öffnete die Tür und ließ mir den Vortritt.

Da ich einige Tage fortgewesen war, kam mir meine eigene Wohnung fremd vor. Die Luft war abgestanden, muffig. Ich öffnete ein Fenster, bevor ich ins Bad ging, wo auch die Hausapotheke stand.

Mit verdrehtem Kopf und in den Siegel schauend, sah ich mir die Wunde an.

Ein länglicher Riß hatte sich im Fleisch gebildet. Noch immer quoll Blut hervor.

Suko war mitgekommen und verarztete mich. Zum Abschluß bekam ich noch ein dickes Pflaster in den Nacken geklebt. Anschließend gingen wir zurück in den Wohnraum.

Beide verspürten wir Durst. Alkohol tranken wir nicht. Ich fand noch eine Flasche Saft im Kühlschrank. Mit den Gläsern in der Hand, standen wir uns gegenüber. Keiner wußte so recht, wie er anfangen sollte, deshalb tranken wir zunächst.

Dann meinte Suko: »Er war uns wieder voraus.«

»Sicher.« Ich setzte mich. »Noch etwas ist hinzugekommen. Wir haben es nicht nur mit dem Skelett-Cowboy zu tun, hinter ihm steht noch eine gefährlichere Macht.«

»Weißt du, welche das ist?«

»Die Fratze.«

Suko winkte ab. »Das ist klar. Sie muß doch einen Namen haben. Der Teufel, meinetwegen.«

»Daran glaube ich nicht. Die Fratze sah mir so aus, als wäre sie ein gewisses Zerrbild.«

»Von wem?«

»Von einem Dämon oder einem dämonisch beeinflußten Menschen. Ich erinnere mich sehr gut an die alten Masken, die bei Beschwörungstänzen getragen wurden. So ähnlich muß das auch mit der Fratze gewesen sein. Für mich ist sie eine Maske gewesen, in der ein gewisses schwarzmagisches Leben steckt.«

»Das wir vernichten müssen.«

»Klar, aber wie?«

Suko stellte sein Glas ab. »Geh mal davon aus, daß dieser Knochen-Cowboy dir ans Leben will. Du hast ihn gestört, er wird versuchen, dich zu töten.«

»Schon, dann muß er kommen.«

»Das meine ich auch.«

»Der erste Anschlag ist mißglückt«, resümierte Suko. »Warten wir also auf den zweiten.«

Ich schlug wütend mit der Faust auf den Tisch. »Nein, verdammt, darauf will ich nicht warten! Ich…«

»Was willst du sonst machen? Durch London rennen und rufen: He, hier bin ich!«

»Quatsch.«

»Dann mach einen besseren Vorschlag.«

»Den habe ich nicht, verdammt.«

»Eben. Unser Freund sitzt am längeren Hebel. Außerdem hat er bewiesen, daß er am längeren Hebel sitzt. Wir müssen uns auf harte Stunden gefaßt machen. Beide sind in London, und beide…«

Das Telefon meldete sich. Ich hob ab und hatte kaum meinen Namen ausgesprochen, als mich eine schreiende Stimme unterbrach.

»Kommen Sie, kommen Sie!« brüllte eine Frau. »Es ist da!«

»Wer ist da?«

»Das Skelett!«

Ich saß steif im Sessel. Über meinen Rücken rieselten eiskalte Perlen. »Wo sind Sie?«

»Im Haus… zwei Etagen über Ihnen. Ich heiße Williams, Kate Williams.«

»Und das Skelett ist bei Ihnen?«

»Ja.«

»Was tut es?«

»Kommen Sie doch, verdammt! Es hat… es hat meine Tochter. Sie ist gerade achtzehn. Und mein Mann … er ist …«

»Tot?« fragte ich heiser und wurde noch bleicher.

»Er liegt auf dem Boden!«

»Okay, ich komme. Bin schon unterwegs.«

Der Hörer flog wieder auf den Apparat. Jetzt zählte jede Sekunde.

Suko wollte und mußte auch mit. Auf dem Weg in den Flur berichtete ich ihm, was ich gehört hatte.

»Ich habe es geahnt!« keuchte er. »Ich habe es geahnt. Die kennen keine Rücksicht!«

Sekunden später bestiegen wir den Lift. Die zwei Etagen legte die Kabine schnell zurück.

Obwohl wir es sehr eilig hatten, stürmten wir nicht wie die Wilden in den Flur. Vorsichtig schoben wir uns aus dem Lift. Der lange Flur war leer. Nichts erschien unnatürlich. Die Beleuchtung brannte, die einzelnen Wohnungstüren waren geschlossen. Ich bat Suko, sich hinter eine Türnische zu verstecken und zu warten.

»Das geht klar.«

Wo wohnten die Williams?

Bevor ich mich selbst auf die Suche machte, sah ich, daß mir schräg gegenüber sehr vorsichtig eine Tür geöffnet wurde. Ein Spalt entstand. Durch ihn erkannte ich einen Körper und auch den Teil eines verweinten Gesichts. Das war die Frau.

Sie hatte mich ebenfalls gesehen, zog die Tür weiter auf und winkte mir zu. Mrs. Williams trug eine Brille mit hellem Gestell, einen roten Pullover und einen hellgrauen Rock. Sie wirkte bieder, und sie stand unter einem schrecklichen Druck.

»Bitte, Mr. Sinclair, kommen Sie!« In ihren Augen leuchteten Angst und Hoffnung zugleich.

»Ruhig«, sagte ich. »Behalten Sie nur die Nerven. Drehen Sie nicht durch, dann wird Ihnen nichts passieren.«

»Das… das sagen Sie so.«

Ich hatte die Tür mittlerweile erreicht und drückte sie nach innen.

Die Frau machte mir Platz. Sie weinte. In dem Haus gab es unterschiedliche Wohnungen. Meine war kleiner als die der Williams, im Grundriß allerdings ähnelten sie sich.

Kaum hatte ich den Flur betreten, als sie leise die Tür hinter sich schloß. Ich war stehengeblieben und drehte den Kopf. »Wohin muß ich gehen?« wisperte ich.

»Geradeaus«, gab sie ebenso leise zurück. »Sie… Sie müssen in das Wohnzimmer.«

»Danke.«

Den Weg kannte ich gut. Meine Wohnung war ebenso angelegt worden. Die Tür zum Raum hatte Kate Williams nur angelehnt.

Bevor ich sie nach innen drückte, schaute ich die Frau noch einmal an. Sie nickte mir zu.

Ich stieß die Tür auf. Nicht sehr schnell, sondern vorsichtig. Langsam

schwang sie in das Zimmer hinein und kam erst zur Ruhe, als sie einen rechten Winkel mit der Wand bildete.

Mein Blick war frei.

Was ich sah, ließ mir die Haare zu Berge stehen…

***

Nicht weit von mir entfernt lag Mr. Williams auf dem Rücken. Er war von einer Kugel in die Brust getroffen worden. Das Geschoß steckte in der rechten Seite, also nicht im Herzen. Es hatte zuerst eine leichte Strickjacke durchbohrt, dann ein Hemd, danach war es in den Körper gefahren. Der Blutfleck auf der Brust war nur klein.

Wie das Blut in Mr. Williams' Bart gekommen war, wußte ich nicht.

Vielleicht hatte er in einem Reflex die Hand gehoben.

Er lag sehr still und konnte durchaus tot sein.

Mein Blick glitt über ihn hinweg und auch über den Tisch. Dahinter stand eine Couch mit grünem Cordbezug. Auf ihr lag die Tochter. Achtzehn war sie, ein junges Mädchen mit blonden Locken und gelglänzenden Haarsträhnen.

Sie trug dünne Sommerkleidung.

Eine gestreifte Hose, ein Top, das jetzt verrutscht war. Vor Angst schien sie eingefroren zu sein. Sie kam mir vor wie ein menschlicher Eisblock.

Die Sitzfläche der Couch war breit genug, um demjenigen Platz zu bieten, der auf dem Rand hockte und mir sein Profil zuwandte. Profil war nicht der korrekte Ausdruck. Ich sah nichts von einer Nase, nur den gelblichen Wangenknochen. Der Stetson saß nach wie vor auf seinem blanken Schädel wie angeklebt. In einer Knochenklaue – der rechten – hielt er seinen 45er Colt. Aus der Nähe betrachtet, erkannte ich auch den überlangen Lauf der Waffe.

Die Mündung bohrte sich wie ein Ring in den Hals des Mädchens.

Die zweite Knochenklaue hatte er auf ihre rechte Schulter gelegt und drückte den Körper somit gegen die Sitzfläche.

Ich sagte nichts, stand da, beobachtete und vernahm hinter mir das leise Weinen der Frau.

Ich kam mir so verdammt nutzlos vor. Es gab im Moment keine Chance, das Mädchen zu retten.

»Tun Sie etwas!« hörte ich die flüsternde Stimme der Frau. »Retten Sie Judy aus den Klauen dieses Monsters.«

»Wir müssen abwarten. Haben Sie erfahren, was dieses Skelett will?«

»Nein.«

»Es muß sich doch bemerkbar gemacht haben. Es hat Ihnen erklärt, daß Sie mich anrufen sollen.«

»Nicht das Skelett. Da war plötzlich eine andere Stimme im Raum. Ich hatte sie noch nie gehört. Ein scharfes Flüstern. Kehlige Worte. Ich

konnte Ihren Namen verstehen.«

»Schon gut.« Auch mir war nicht klar, wer da gesprochen hatte.

Möglicherweise hing diese Stimme mit der Fratze auf dem Totempfahl zusammen, den ich hier vermißte.

Auf die erwähnte Stimme brauchte ich auch nicht länger zu warten. Auf einmal wehte das von Mrs. Williams erwähnte geheimnisvolle Flüstern durch den Raum.

»Ich habe dich erwartet, Sinclair…«

Ich lauschte der Stimme nach. Sie hörte sich an, als hätte sie Mühe, die Worte zu bilden. In der Tat klang sie sehr guttural. Wer immer der Sprecher war, unsere Sprache beherrschte er nicht perfekt. Mir kam es so vor, als schien er zu üben.

»Wer bist du?« erkundigte ich mich.

»Ein Geist.«

»Das kann ich mir vorstellen. Du bist nicht sichtbar, redest trotzdem, also mußt du ein Geist sein. Aber auch Geister haben Namen, wie ich genau weiß.«

»Ich bin Cattananga!«

Jetzt wußte ich alles und gleichzeitig überhaupt nichts, weil ich mit diesem Namen beim besten Willen nichts anfangen konnte. »Tut mir leid, ich kenne keinen Cattananga.«

»Das glaube ich schon.«

»Dann erkläre mir, woher du kommst.«

»Aus dem Reich der Finsternis, der Welt der bösen Geister und Dämonen, in der ich zu Hause bin. Ich war einmal ein Mensch, und ich habe es geschafft, den Weg zu finden.«

»Dann hast du vielleicht so ausgesehen wie die Maske auf dem Totempfahl?«

»Ja, das stimmt.«

»Bist du mit ihr identisch?«

»Was heißt das?« zischte es durch den Raum.

»Seid ihr ein- und dieselbe Person?«

»Ja.«

Ich überlegte, aber ich bekam noch keinen Sinn in die gesamten Antworten. Unterdessen lag Judy Williams regungslos auf der Couch und spürte den Druck der Mündung unter ihrem Kinn. Hinter mir stand noch immer ihre Mutter. Sie weinte nicht mehr. Dafür atmete sie jetzt laut und sehr hastig.

»Was hat Morgan Clusky mit dir zu tun?« wollte ich von Cattananga wissen.

Die Antwort erfolgte prompt. »Er war der erste Weiße, dem ich Vertrauen schenkte.«

»Hat es sich gelohnt?«

»Sehr sogar.«

»Wie kam es denn dazu?« Ich war fest davon überzeugt, daß ich die ganze Wahrheit erfahren würde. Und ich wollte auch endlich wissen, woran ich war.

Cattananga begann zu sprechen. Aus zischenden, wispernden und flüsternden Lauten setzten sich seine Worte zusammen. Ich hatte große Mühe, sie zu verstehen. »Vor langer Zeit kam er als Weißer in unser Land, das noch von uns regiert wurde.«

»Den Apachen?«

»Das war der Name unseres Stammes. Wir lebten in Felshöhlen, wir ernährten uns von der Jagd und von dem, was uns das Land sonst noch hergab. Nur wenige Weiße bekamen wir zu Gesicht. Morgan Clusky war einer der ersten. Er befand sich auf der Flucht, viele Männer jagten ihn. Er war angeschossen, und trotzdem hat er noch einen von uns vor dem Biß einer Klapperschlange bewahrt. Wir bewiesen ihm unsere Dankbarkeit, indem wir ihn aufnahmen. Fortan lebte er bei uns, und er richtete sein Leben nach unseren Sitten und Gebräuchen ein. Er fühlte sich wohl, er lernte vieles kennen, auch die Geheimnisse des Tanzes.«

»Der Beschwörung?«

»Ja, die Geister, die ich rief, denn ich, Cattananga, war der große Medizinmann. Ich beschwor die Geister der Finsternis, ich entwickelte die alten Zaubertränke, und mir gelang der Blick in die anderen Welten. Die meisten meiner Brüder hatten Furcht vor mir, nicht so der Weiße. Er interessierte sich für meine Magie, wurde mein Helfer, und schon bald zollte man ihm Achtung. Wir versetzten uns in Trance, wir blickten in die Dunklen Reiche, und wir baten die Dämonen darum, uns in ihren Kreis einzugliedern. Es dauerte Jahre, bis wir soweit waren. Ein mächtiger Dämon, Cattananga, ließ uns seine Seele. Das heißt, er gab sie mir, und ich nahm zum Dank auch seinen Namen an. Fortan war ich Cattananga, der Zauberer. Ich spürte die Kraft in mir, die den Schleier des Todes von mir reißen, wenn er einmal über mich herfallen würde. Ich wußte, daß ich nicht sterben konnte, ich würde immer leben, nur anders.«

»Im Pfahl?«

»Es ist der heilige Totem. Er ist die Verbindung zwischen den beiden Reichen, zwischen der Welt, die du siehst und zwischen der, die du nicht sehen kannst. Der Totempfahl und ich gehören zusammen. Wir haben die Kraft und die Macht.«

»Was ist mit Clusky?«

»Die Jahre vergingen, er wurde älter. Aber er hat es nie bereut, mein Helfer gewesen zu sein. Er hat das geheime Wissen in sich aufgesaugt, wie der verdörrte Boden das Wasser eines Regengusses. Eines Tages bat er mich, ihn zu entlassen. Er wollte die letzten Jahre seines Lebens nicht mehr bei unserem Stamm verbringen, sondern zum Sterben

zurückkehren in seine alte Heimat, die jenseits des großen Wassers lag, von dem er so oft erzählte. Er war besessen von unseren Beschwörungen, und er versprach uns allen, diese Magie auch in seine Welt einzubringen. Zeit war nicht mehr wichtig. Irgendwann würde er wieder zurückkehren, denn er wußte, dank Cattananga, wie es möglich war, den Tod zu überwinden. Als ich ihn entließ, steckte meine Kraft bereits in ihm. Wir hatten einen Seelentausch vorgenommen, so blieben wir in Verbindung, so konnte einfach nichts mehr schiefgehen. Ich, das Totem und er, so waren die Punkte des magischen Dreiecks. Er fuhr wieder in sein Land, wo er starb. Aber er kehrte zurück. Und als es soweit war, bekam auch ich die Botschaft.«

»Du warst auch längst gestorben?«

»Man hat mich einbalsamiert, als mein Herz nicht mehr schlug. Aber man hat nicht gewußt, daß sich mein Geist nicht auf die große, lange Reise begeben hatte. Er befand sich in einem Zwischenreich, aus dem hervor ich alles beobachten konnte. Geduld gehört zu den Tugenden unseres Volkes. Ich habe sie gezeigt. Ich habe es ihnen vorgemacht. Ich hatte so lange Geduld, bis er zurückkehrte.«

»Hast du ihm die neue Kraft gegeben?«

»Nein, die schlummerte in ihm. Vor seinem Sterben muß er in seiner Heimat etwas Besonderes gewesen sein. Eine Person, um die sich viele Geschichten rankten.«

»Das stimmte allerdings. Als er zurückkam, weshalb hat er da getötet? Mußte er das?«

»Es sollte eine Warnung für die anderen sein. Er hätte noch mehr Menschen erschossen, aber dann bist du ihm über den Weg gelaufen. Gemeinsam haben wir gespürt, daß von dir eine besondere Gefahr ausging. Wir konnten nicht sagen, welche, aber du mußt ein besonderer Mensch sein und auch unter einem starken Schutz stehen.«

»Das kann sein.«

»Wer oder was ist dieser Schutz?« wollte er wissen.

Ich winkte ab. »Das ist nicht so wichtig. Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, schwarzmagische Wesen zu jagen. Ich muß es tun, ich muß die Menschen vor schlimmen Dingen bewahren.«

»Das wirst du nicht können, denn wir sind viel stärker als du. Wir überwinden Zeit und Raum und haben es auch geschafft, in deine Heimat zu kommen. Das hast du erlebt.«

»Mit Hilfe des Pfahls, nicht?«

»Ja, er war sehr wichtig. In ihm steckt meine Kraft. Durch ihn lebe ich. In ihm ist der Geist des Cattananga mit all seiner Kraft. Wer als Mensch mit ihm in Berührung kommt, der wird von ihm verschlungen.«

Ich erinnerte mich an das Loch im Boden, an die verbrannte Kleidung und die dünnen Rauchfäden. Obwohl ich es eigentlich wußte, hakte

ich noch einmal nach. »Ist der Wirt deinem Totem zu nahe gekommen?«

»Wir holten ihn. Er konnte der Kraft des Totems nicht widerstehen. Er ging zu ihm, umarmte es und mußte erleben, wie es seinen Körper verbrannte, seinen Geist aber aufnahm. Es wird ihn auch nicht mehr abgeben. Wenn du genau hinschaust, wirst du das Gesicht des Mannes im magischen Holz des Pfahls schimmern sehen.«

»Das habe ich bereits.«

»Dann weißt du jetzt Bescheid.«

»Nicht ganz. Du hast mich in deiner Gewalt, du hast die Familie hier unter Kontrolle. Du hast der Frau und der Tochter vieles genommen, der Mann ist wahrscheinlich tot. Laß den Rest der Familie auch laufen! Gib sie frei, du hast mich!«

»Nein!« erklang das Zischen aus dem Unsichtbaren. »Sie bleiben!«

»Und ich?«

»Dich werden wir töten!«

Zum erstenmal seit Beginn des Gespräches mischte sich Mrs. Williams ein. Sie schaute hoch zur Decke, als könne sie dort diesen verfluchten Cattananga sehen. »Bitte, das kannst du nicht machen. Es soll nicht noch mehr Blut fließen.«

»Es ist einzig und allein das Blut unserer Feinde, das fließen wird«, antwortete er.

»Sind die Menschen hier deine Feinde?« rief ich laut.

»Zuerst bist du an der Reihe.«

Dieser letzte Satz war für den Knöchernen ein Stichwort. Ich hatte Morgan Clusky aus dem Augenwinkel stets unter Kontrolle gehabt.

Kaum waren die Worte ausgesprochen worden, als er sich ruckartig bewegte, aber nur die Schulter anhob und die Mündung der Waffe nach wie vor den Hals des Mädchens berührte.

Allmählich wurde mir klar, was er vorhatte. Zweimal hatte er versucht, mich zu töten. Beide Male war es mißlungen. Jetzt nahm er einen dritten Anlauf.

Plötzlich zog er die Mündung zurück, schwenkte den Lauf blitzschnell und auch kantig herum, so daß der Colt einen Moment später auf mich zeigte.

Er zielte auf meine Brust.

Ich starrte in das verdammte Loch, aus dem jeden Moment der Tod in Form eines Bleigeschosses fliegen konnte. Kalter Schweiß hatte sich in meinem Nacken gesammelt und rann den Rücken hinab.

Kate Williams konnte nichts mehr sagen. Sie lehnte zitternd an der Wand und war kalkbleich im Gesicht.

Ich hatte die Lippen so hart zusammengepreßt, daß sie einen dünnen Strich bildeten. In meinen Augen stand ein kalter Glanz. Der rechte Knochenfinger des Skelett-Cowboys berührte den Abzug. Er brauchte

ihn nur um eine Idee zurückzuziehen, schon war es geschehen.

Die Sekunden des Wartens verlängerten sich zu einer fürchterlichen, seelischen Qual. Ich hatte einen trockenen Hals bekommen und wußte auch nicht mehr, was ich noch tun sollte. Es erschien mir alles so sinnlos zu sein. Ich dachte an das Kreuz, es steckte in der Tasche. Würde es helfen, wenn ich die Formel rief?

Möglich, sicher sogar. Nur würde ich nicht mehr dazu kommen, die Worte auszusprechen. Eine Kugel war immer schneller.

»Diesmal wirst du keine Chance haben, ihm zu entkommen!« versprach mir Cattananga.

Als wären diese Worte so etwas wie ein Weckruf für Judy Williams gewesen, so bewegte sie sich plötzlich. Zuerst den Kopf, sie drehte ihn zur Seite, dann auch die Finger.

Das Skelett kümmerte sich nicht um sie. Es starrte mich allein an, als könnte es mich trotz der leeren Augenhöhlen sehen. Auf mich wirkte das Bild wie eine makabre Performance. Da saß der Knöcherne auf dem Couchrand, die rechte Hand vorgestreckt und den schweren Colt haltend.

Die Zeit stand still.

Wie viele Sekunden gab man mir noch? Drei oder vier? Wartete der aus der Erde gestiegene und monsterhafte Revolvermann noch auf einen letzten Befehl?

Er war widerlich und gleichzeitig lächerlich. Ich aber hütete mich davor, auch nur mit den Mundwinkeln zu zucken, er hätte es falsch verstehen können.

Wieder bewegte sich Judy. Diesmal heftiger, so daß selbst Clusky aufmerksam wurde. Er streckte seinen freien Arm aus, um das Mädchen wieder zurückzudrücken, da handelte Judy.

Ob bewußt überlegt oder nicht, in diesen Augenblicken war es nicht wichtig. Jedenfalls besaß sie den Reflex, um die Waffenklaue des Monstrums zur Seite zu schlagen.

Meine Chance.

Und schon fiel der Schuß!

***

Mit einem leisen, in der Stille dennoch hörbaren Geräusch schoben sich die beiden Türhälften des Aufzugs nach rechts und links zur Seite. Zwei Frauen verließen den Lift, blieben für einen Moment vor der Kabine stehen und erschraken, als sie Suko sahen, der aus der Nische getreten war, ihnen zunickte und grüßte.

»Wer sind Sie denn?« fragte die größere der Frauen.

»Er wohnt auch hier«, erwiderte ihre Begleiterin.

»Ja«, bestätigte Suko lächelnd. »Zwei Etagen unter Ihnen, meine Damen. Sie brauchen sich nicht zu fürchten.«

»Ich habe vielleicht einen Schreck bekommen. Das… das war ja richtig schlimm.«

»Keine Sorge. Guten Abend noch.«

Die Bewohnerinnen verschwanden hinter zwei verschiedenen Türen am Ende des Ganges, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Suko war wieder beruhigt, und trotzdem verspürte er eine innerliche Unruhe. Es paßte ihm nicht, im Flur warten zu müssen. Für seinen Geschmack war John Sinclair schon viel zu lange weggeblieben.

Gern hätte der Inspektor gewußt, was sich hinter der verschlossenen Tür der Familie Williams abspielte.

Allein blieb er zurück.

Er hatte sich wieder in die Türnische verzogen. Sein Standort war gut gewählt. Von dieser Stelle aus konnte er den gesamten Flur in beide Richtungen überschauen.

Geduld gehörte nicht gerade zu den hervorstechendsten Eigenschaften des Inspektors, auch wenn man sie mit der chinesischen Mentalität eher als mit der europäischen in Verbindung brachte.

Mittlerweile wußte auch er, wie gefährlich ihre Gegner waren und daß sie die Trümpfe in den Händen hielten.

Da passierte es.

Obwohl Suko eigentlich damit gerechnet hatte, war er doch überrascht worden.

Plötzlich erschien in der Mitte des Raumes ein langer, dunkler Balken. Zunächst nur in seinen Umrissen zu erkennen, dann fester werdend, und Suko erkannte den Pfahl.

Seine Augen weiteten sich. Er sah die Farbe in der Mitte, die verfluchte Maske, und er erkannte auch das Gesicht darüber, das einmal einem Menschen gehört hatte.

Die Maske, aus verschiedenen düsteren Farben zusammengesetzt, wirkte starr und ohne Leben. Anders als in der Garage, wo sie sich zitternd bewegt hatte.

Der Chinese tat noch nichts. Er wartete ab, ob der Totempfahl mit einer bestimmten Aufgabe in dem Flur erschienen war. Sekunden verstrichen, in denen nichts geschah. Auch aus der Wohnung hörte Suko kein Geräusch. Weshalb war die Maske hier erschienen? Hatte der mit einem schlimmen Geist erfüllte Totempfahl etwa gewußt, daß sich noch ein zweiter Gegner nahe der Wohnung aufhielt? War er ein Wächter, ein Aufpasser oder ein Kontrolleur?

Suko legte seine rechte Hand auf den Griff der Dämonenpeitsche, bevor er sie hervorholte. Er schlug einmal einen Kreis über den Boden. Die drei Riemen rutschten heraus. Als sie den Untergrund berührten, entstand ein leichtes Klatschen. Das einzige Geräusch in der sonst drückenden Stille.

Jetzt war die Waffe schlagbereit.

Durch ihre Hilfe hatte Suko viele Erfolge errungen. Die drei aus der Haut des Dämons Nyrana gefertigten Riemen waren mit Magie prall gefüllt. Sie vernichteten vieles, und Suko war auch bereit, mit der Peitsche gegen den Totempfahl anzukämpfen. Allerdings wollte er noch damit warten. Er wußte nicht, ob ein Angriff gut für John Sinclair gewesen wäre.

Aber er näherte sich dem Pfahl.

Suko war kaum zwei Schritte gegangen, als er etwas spürte, das einfach nicht in die normale Umgebung hineingehörte. Es war schwer für ihn, das andere zu identifizieren. Seiner Meinung nach mußte es sich dabei um eine Botschaft handeln, die ihm jemand übermitteln wollte.

Diese Botschaft erreichte ihn auf mentaler Ebene. Es waren Gedanken, warnende, zugleich böse Worte aus einer anderen, möglicherweise dämonischen Welt.

›Komm her zu mir. Ich bin die Kraft, die schon vom Volk der Apachen so angebetet wurde. Komm zu mir. Umarme mich, und du wirst erleben, was es bedeutet, nicht mehr sterben zu müssen. Wir, die Apachen, haben das Geheimnis längst erkannt. Komm her…‹

Suko zeigte sich irritiert. Auch daran zu erkennen, wie er den Kopf schüttelte. Was man ihm da gesagt hatte, gefiel ihm überhaupt nicht.

Er wollte sich nichts vorschreiben lassen, sondern tun und lassen, was er für richtig hielt.

Die magische Kraft des Pfahls gab nicht auf. Sie lockte den Inspektor immer stärker. Obwohl Suko es eigentlich nicht wollte, ging er weiter. Er merkte kaum, daß er dabei einen Fuß vor den anderen setzte und diese Bewegungen in winzige Schritte umwandelte.

Sein Blick war nicht mehr auf die Fratze gerichtet, ihn interessierte vielmehr das nur schwer zu erkennende Gesicht des Link McAssig dicht darüber.

Die Augen nahmen Sukos Aufmerksamkeit gefangen. Versuchten sie etwa ihn zu warnen? War das überhaupt noch ein menschlicher Blick, oder hatten Kräfte aus einer dämonischen Welt längst die Kontrolle über diesen Geist bekommen?

In der rechten Hand hielt Suko die ausgefahrene Dämonenpeitsche. Da der Arm nach unten hing, schleiften die Riemen über den Boden. Das zweite Geräusch neben seinen eigenen Schritten.

Dann wurde er abgelenkt.

Wieder schoben sich die Alutüren des Lifts auseinander. Ein Mann verließ den Fahrstuhl, begleitet von einem Jungen, der höchstens sieben Jahre alt war. Er ging an der Hand des Mannes und berichtete ihm von einer Fernsehserie, die er gesehen hatte.

Der Vater lachte, grüßte Suko, der sich darüber wunderte, daß die beiden einfach an ihm vorbeischritten, ohne einen Kommentar

abzugeben. Sie mußten doch diesen verdammten Pfahl sehen.

Sie sahen ihn nicht, denn auch Suko konnte ihn nicht mehr entdecken. Er war verschwunden.

Tief atmete der Inspektor durch, wischte über seine Augen. Ihm war schon viel wiederfahren, dieser Vorgang gehörte zu den seltsamsten überhaupt.

Wieso…?

Seine Gedanken stockten. Die Tür, durch die Vater und Sohn verschwunden waren, knallte mit einem lauten Geräusch zu.

Für die Dauer von einer Sekunde befand sich Suko wieder allein im Flur. Aber nicht länger, denn plötzlich war der Totempfahl wieder da. Nur stand er diesmal nicht so weit entfernt, sondern genau vor ihm.

Suko spürte die Gewalt der befehlenden Gedanken, die machtvoll in sein eigenes Ich hineindrangen. Es gab jetzt keine Distanz mehr, die sie hätte abschwächen können.

Er mußte sich ihnen stellen.

›Umarme mich.‹ Und Suko tat das, was ihm geheißen worden war…

***

Der Schuß hatte die drückende, gefährliche Spannung, die in dem Wohnraum herrschte, gelöst. Er war aufgepeitscht wie ein Signal, und ich wußte, daß es mich nicht erwischt hatte.

Während ich auf den Knochen-Cowboy zuhechtete, stand die letzte Szene noch wie gemalt vor meinen Augen. Die Hand des Mädchens, die die Klaue zur Seite fegte und damit die Mündung aus der eigentlichen Schußrichtung gebracht hatte.

Die Kugel mußte einfach fehlen. Ich hoffte nur, daß sie nicht die Mutter erwischte.

Dann prallte ich mit dem Knöchernen zusammen. Ich hatte meinen rechten Arm als eine Art Sense benutzt und hämmerte gegen sein rechtes Handgelenk.

Wieder schoß er.

Schräg sägte die Kugel in die Decke.

Beide Frauen begannen zu schreien. Judy trampelte noch, während sich ihre Mutter zu Boden warf.

Ich nahm auch die andere Hand zu Hilfe und konnte das Gelenk des Morgan Clusky umfassen. Hart riß ich den fleisch- und hautlosen Arm in die Höhe.

Dann hämmerte ich ihn vor. Für ihn war es gleichzeitig ein Zurückschlagen, denn die bewaffnete Knochenhand dröhnte gegen die Wand hinter der Couch. Ich hatte meine ganze Kraft in diesen Hieb hineingelegt und schrie selbst noch auf, als ich das Splittern vernahm. Irgend etwas bei dieser Gestalt war durch den Aufprall zu Bruch gegangen.

Links neben und fast schon halb unter mir kroch Judy leise wimmernd weg und bewegte sich auf allen vieren durch das Zimmer.

Ich befand mich noch immer im Clinch mit dem Knochengestell, das natürlich nicht aufgab und mich endlich besiegen wollte.

Ein normaler Mensch hätte nach dem Aufprall die Waffe längst fallen lassen müssen. Nicht aber dieses Höllengeschöpf, das ja keine Schmerzen spürte und auch stumm war. Da mußte es mir einfach gelingen, ihm irgendwie den Arm zu knacken.

Ich rollte die Gestalt herum. Gemeinsam rutschten wir von der Sitzfläche und blieben zwischen Couch und Tisch liegen. Ich hatte Glück gehabt, das Skelett lag unter mir. Es hatte seinen Stetson verloren. Der blanke, gelblichweiße Schädel glänzte dicht vor meinen Augen. Liebend gern hätte ich ihn mit einem Hammer zerklopft.

Da dies nicht möglich war, mußte ich mich weiterhin auf meine eigenen Kräfte verlassen. Leider konnte ich durch die Lage nicht an die Beretta heran, und das Skelett setzte mir plötzlich Widerstand entgegen, der nicht von schlechten Eltern war.

Ein knöchernes Knie traf mich im Unterleib. Plötzlich hörte ich die Engel singen. Der Schmerz trieb mir das Wasser in die Augen. Instinktiv drehte ich mich, das war gut so, denn der nächste Stoß erwischte mich an der Hüfte.

Ich mußte loslassen. Dann aber hatte Morgan Clusky alle Chancen, mich mit einem Schuß zu erwischen.

Deshalb griff ich zu einem Trick. Ich warf mich nicht zurück, dafür in die entgegengesetzte Richtung, nach vorn. Dabei ließ ich das Gelenk nicht los, der Arm des Knochen-Cowboys wurde länger, vielleicht konnte ich ihn aus dem Gelenk reißen.

Es zuckte schon in seiner Schulter, aber er saß zu fest.

Ich ließ das Handgelenk los, schielte bereits auf den Wohnzimmertisch und packte mit beiden Händen zu.

Als der knöcherne Revolvermann sich aufrichtete, hatte ich den Tisch bereits über meinen Kopf gehoben.

Dann schlug ich zu.

Ich konnte nicht anders. Ich mußte einfach schreien, als ich die viereckige Tischplatte auf die Horror-Gestalt niedersausen ließ.

Leicht war der Tisch nicht. Seine Platte hätte durchaus einer Kugel standhalten können. Die Knochen hielten es nicht.

Durch die immense Wucht des Schlages zersplitterten sie mit knackenden Geräuschen.

Das gesamte Skelett wurde regelrecht zerhämmert. Da blieb nichts mehr zusammen. Im Sitzen hatte ich es erwischt, an einem schwachen Punkt, und selbst der Revolver verschwand unter der Tischplatte.

Ich hob das Möbelstück wieder hoch, schlug noch einmal zu und stellte es dann zur Seite.

Endlich konnte ich mich mit eigenen Blicken von meinem Erfolg überzeugen.

Was dicht vor meinen Füßen lag, war kaum zu fassen. Ein regelrechter Haufen aus gelbbleichen Knochen, ein Sammelsurium von Gebeinen und einem zersplitterten Schädel, der, wie hingelegt, praktisch die Mitte des Knochenhaufens bildete.

Aber das Skelett »lebte« nicht durch eine Fernbedienung, sondern durch Schwarze Magie.

Man konnte es zwar zerstören, die Gewalt allein reichte nicht aus, um es endgültig zu vernichten.

Das bekam ich wenige Sekunden später zu sehen, als sich die einzelnen Knochen bewegten.

Das erinnerte mich an ein makabres Puzzle, bei dem die einzelnen Teile von einer unsichtbaren Hand gelenkt und in die entsprechenden Richtungen gebracht wurden.

Alles befand sich in Bewegung. Selbst der Schädel blieb nicht davon verschont. Bei ihm fehlten an den Seiten einige Stücke. Mir kam es so vor, als befände er sich auf der Suche nach diesen Resten.

Der absolute Hammer war die Hand mit der Waffe. Auch die Knochenklaue zog ihre suchenden Runden. Sie war zwar vom Unterarm abgetrennt worden, aber die fleischlosen Finger hielten den Walnußgriff noch immer fest.

Wie bekam ich dieses makabre Andenken klein?

Durch das Kreuz, wenn ich es aktivierte. Dann gab es eine Kraft ab, die alles andere überlagern würde, als wäre irgendwo in der Unendlichkeit des Alls eine Sonne explodiert.

Mitsamt der zusammengerollten Silberkette befand es sich noch in meiner Tasche. Mit zwei Fingern holte ich es hervor, ließ es in den Knochenhaufen sinken und sprach gleichzeitig die Formel, die alles entscheiden sollte: »Terra pestem teneto – salus hic maneto!«

***

Bevor Suko den Totempfahl mit seiner starken magischen Kraft berührte, öffnete er die rechte Faust. Die Dämonenpeitsche rutschte aus seiner Hand. Er brauchte sie nicht mehr, die Jenseitswelt der Apachen hatte die Kontrolle über ihn bekommen.

Dann faßte Suko zu.

Seine Arme erinnerten an Schlangen, die von beiden Seiten kamen, um die Beute zu umschlingen. Er spürte zum erstenmal das Material unter seinen feuchten Handflächen, die Härte, den Widerstand, und er nahm gleichzeitig die Wärme auf, die der Totempfahl abgab.

Die Stimme war ebenfalls zu hören. Cattananga sprach mit ihm über seinen eigenen Erfolg. ›Du wirst bald das Reich unserer Dimensionen zu sehen bekommen. All dein Leben soll unter dem verzehrenden

Feuer ausgelöscht werden. Für dich wird es nur den Weg in die Welt der Toten geben, wo du endlich…‹ Suko hörte die Stimme. Sie lullte ihn ein. Er achtete auch auf die Worte. Sein Gesicht hatte dabei einen ungewöhnlichen Ausdruck angenommen. Es wirkte verklärt, und der gleiche Ausdruck befand sich auch in seinen Augen.

Der Inspektor erinnerte an einen Menschen, der seiner normalen Welt den Rücken zugekehrt hatte und nur darauf wartete, in die andere eingehen zu können.

Die Wärme empfand er als angenehm. Sie hatte zunächst nur seine Füße erreicht, war dann bis zu den Oberschenkeln gewandert, um sich dann im ganzen Körper auszubreiten.

Aber sie nahm zu.

Im Anfang war sie nur ein kleines, harmlose Feuer, das ständig neue Kraft bekam und mit jedem Wort, das in Sukos Gehirn eindrang, sich noch weiter verstärkte.

So etwas hatte er noch nie erlebt. Das Feuer loderte, die Flamme schnellte empor, sie riß den Inspektor förmlich hinein in die Tiefen der anderen, lodernden Welt.

Bis die Stimme versagte.

Mitten im Satz hatte sie aufgehört zu sprechen. Suko, der sich auf weitere Worte konzentrieren wollte, wunderte sich darüber, daß er nun nichts mehr hörte.

Starr blieb er stehen.

Auch die Wärme nahm nicht mehr zu.

Aber er vernahm etwas anderes. Einen fürchterlichen Schrei, der innerhalb des Totems aufgellte und gleichzeitig auch seine Ohren malträtierte.

Ein Schrei der Angst.

Und einen Moment später loderte aus der Fratze innerhalb des Totems eine grelle, grünblaue Feuersäule…

***

Die Formel war gesprochen, das Kreuz aktiviert, die magische Kraft des Propheten Hesekiel hatte freie Bahn. Ich stand inmitten des Zentrums, und um mich herum explodierte die Welt in einem Licht, das alles Negative und Böse zerstörte.

Mir gehörte das Kreuz, ich war der Sohn des Lichts, ein Erbe uralter Weissagungen und erlebte die herrliche, blendende, grellweiße Sonne, die mich rettete.

Zeit wurde bedeutungslos. Ob der Vorgang Sekunden oder Minuten andauerte, wußte ich, wenn es passierte, nie zu sagen. Ich tat nichts, ich ließ die anderen Kräfte wirken, und ich fuhr immer gut damit.

Auch jetzt.

Plötzlich war das grelle Licht verschwunden. Die Säule sank

zusammen, mein Blick war wieder frei, das Gefühl des Schwebens hielt mich nicht mehr umfangen, ich stand mit beiden Beinen auf dem Boden und sah vor mir den Staub. Grau und gelb. Eine Mischung wie feiner Sand. Mittendrin aber lag ein Revolver. Er hatte einmal dem Knochen-Cowboy gehört, dessen Gebeine zu diesem feinen Staub zusammengefallen waren.

Reste – mehr nicht…

Tief atmete ich durch und kam mir vor wie neu geboren. Bis mein Blick auf den bewegungslosen Mann fiel. Da wurde der Schrecken der nahen Vergangenheit wieder lebendig.

Aus der Diele oder dem Flur hörte ich Stimmen. Mutter und Tochter sprachen miteinander. Ich wollte hinlaufen, als ich über mir das Heulen vernahm. Mein Blick flog zur Decke.

Dort bewegte sich ein grauer Schatten. Ein Phantom, ein geisterhaftes Etwas, gesichts- und gestaltlos, das urplötzlich den Kreis verließ und seine Richtung änderte.

Als wäre überhaupt kein Widerstand vorhanden, jagte es durch die Tür in die Diele hinein.

Ich mußte die Tür aufreißen, hörte die Schreie der beiden Frauen, die den Geist ebenfalls gesehen hatten, der für mich einen Namen besaß, nämlich Cattananga.

Mein Kreuz hatte ihn nicht vernichtet, sondern nur vertrieben.

Wohin, das war die Frage.

Wie ein Blitz hetzte ich an den Frauen vorbei, denn auch Cattanangas Geist hatte die Wohnung bereits verlassen und mußte sich draußen im Gang befinden.

Durch die verschlossene Tür hörte ich den Schrei eines Mannes.

An der Stimme erkannte ich Suko.

Mit einem heftigen Ruck fegte ich die Tür auf, sprang in den Flur und sah Suko am Totempfahl stehen.

Er hielt ihn mit beiden Händen umklammert, hatte ihn regelrecht umarmt, als wollte er ihn nie mehr loslassen. Auch nicht im Tod, denn auf Sukos Ende lief alles hinaus, weil aus der Fratze eine grünrote Flammensäule schoß…

***

Ich habe selten erlebt, daß sich Suko nicht mehr wehren konnte. Das hier war so ein Fall.

Aber ich konnte handeln.

Ein langer Schritt brachte mich an den verdammten Totempfahl.

Ich faßte mit beiden Händen zu und riß Sukos Arme von diesem verdammten Pfahl los. Er kippte dabei nach hinten, und zwar so stark, daß er mich mit seinem Gewicht fast von den Beinen gerissen hätte. Nur mit Mühe konnte ich mein Gleichgewicht behalten.

Beide schauten wir zu, wie der verfluchte Totempfahl sein Ende erlebte. Cattananga, der Medizinmann, der seine Seele dem Dämon geopfert hatte und durch die starke Kraft meiner Beschwörung um die Früchte seiner dämonischen Aktivität gebracht worden war, verging ebenfalls.

Das schattenhafte Wesen war in den Pfahl hineingerast und hatte ihn in Brand gesetzt.

Das Feuer strahlte, es loderte nicht, und es zerstörte die Seele, das Material und den Geist, die noch vor kurzem die Magie des Totempfahls so mächtig gemacht hatten.

Er verbrannte ohne Rauch, ohne Asche. Er wurde zu einem Schatten, den die Umgebung aufsaugte und den wir nie mehr wiedersehen würden. Leer und völlig normal lag der Flur vor unseren Augen. Nichts mehr erinnerte daran, daß mein Freund Suko hier fast sein Leben verloren hätte.

»Willst du mich nicht loslassen?« fragte er plötzlich.

»Sorry. Aber ich dachte, daß du nicht in der Lage bist…«

Er lachte. »Fast wäre ich es nicht mehr gewesen. Danke übrigens, John, vielen Dank!«

»Hör auf, Mensch!« Nach diesen Worten betrat ich die Wohnung der Familie Williams.

***

Mutter und Tochter fand ich nicht mehr im Wohnungsflur vor. Sie waren in das Wohnzimmer gegangen, wo sie neben dem Mann hockten, der am Boden lag. Beide Frauen weinten.

Ich schob die Mutter zur Seite. Endlich konnte ich kontrollieren, ob Mr. Williams noch lebte.

Tatsächlich, das Herz schlug noch.

»Suko, ruf einen Krankenwagen – schnell!«

»Was?« schrie die Frau.

»Ja, er lebt, und er wird überleben.« Obwohl ich mir dabei ziemlich sicher war, drückte ich dieser leidgeprüften Familie die Daumen.

Dann ging ich zum Fenster, öffnete es und lehnte mich hinaus. In der Abenddämmerung verschwamm die Stadt unter mir. Die zahlreichen Lichter wurden zu bleichen Flecken, doch es wehte ein frischer Wind, der die Hitze und auch die Schwüle vertrieben hatte.

Ein gutes Zeichen, wie ich fand…

***ENDE***

[1]Siehe John Sinclair Nr. 547 »Der Vampir-Gnom«